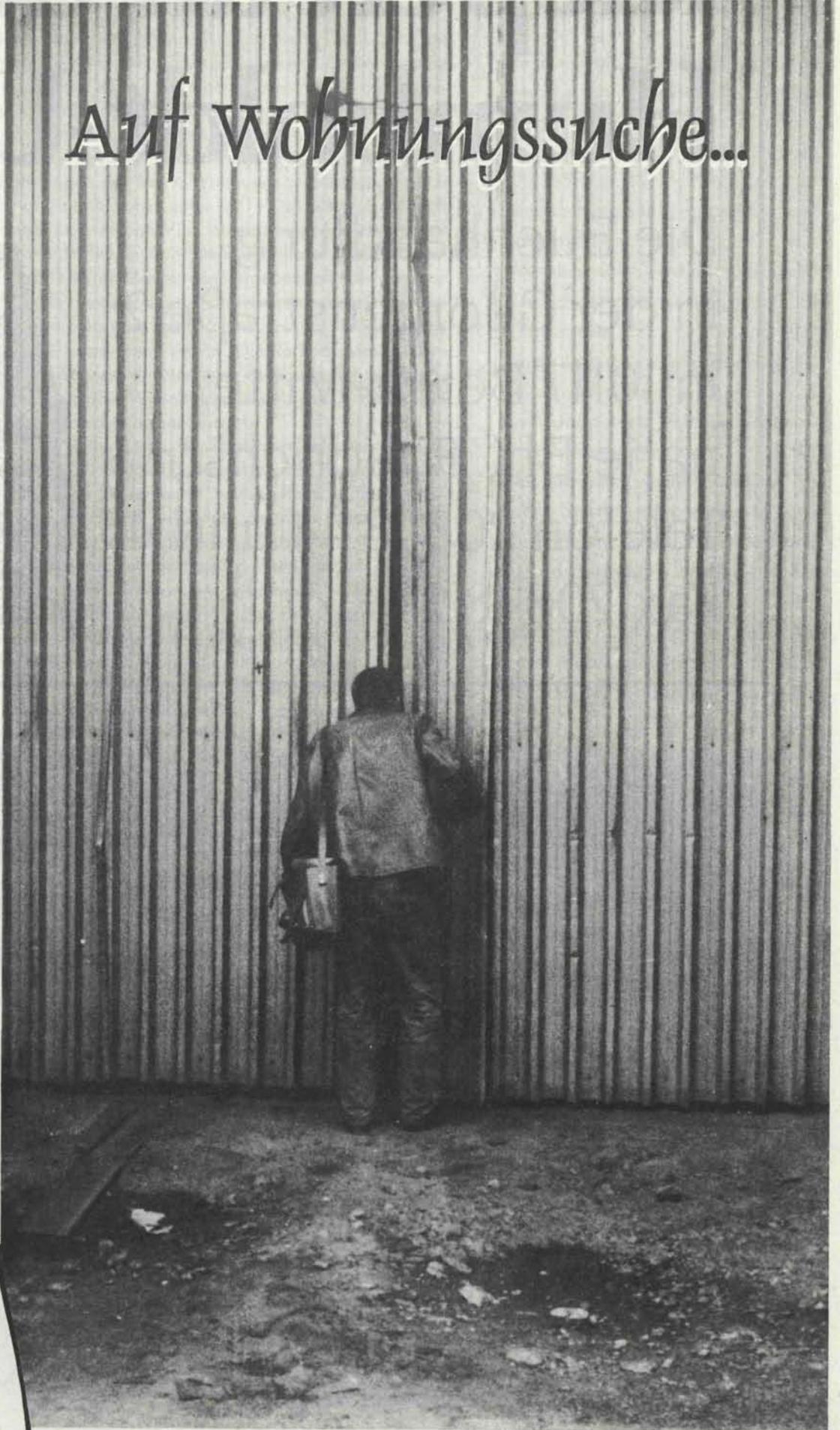


63

17. Januar 1995

Die Studentenzeitung der Humboldt-Universität 6. Jahrgang

Auf Wohnungssuche...

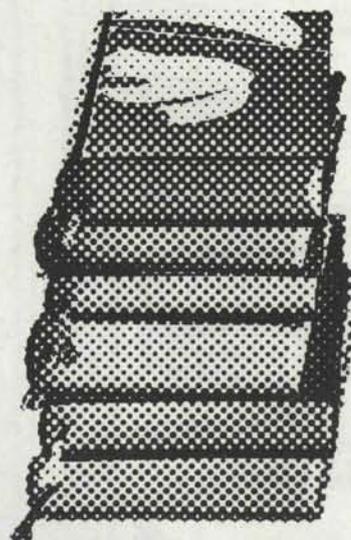


AUFGEFORDERT

Un

Kiepert an der Humboldt-Uni

Die Buchhandlung
in der Georgenstraße 2,
in 10117 Berlin-Mitte,
nahe Bhf. Friedrichstr.
Telefon 208 18 44 und 45
Fax 208 18 29



Editorial

Gibt es eigentlich obdachlose Studenten? Wahrscheinlich nicht. Denn ganz am Ende, wenn keine in Aussicht ist, bleibt immer noch das Wohnheim. Dieser schreibt einer, der gerade auf Wohnungssuche ist und die eigenen vier Wände offensichtlich dem Wohnheim vorzieht. Obwohl in einigen Wohnheimen jederzeit ein Platz zu haben ist, wollen immer mehr Studenten eine eigene Wohnung haben. Sie sehen sich mit einem knapper werdenden Angebot an Sozialwohnungen konfrontiert und können die extrem teuren Wohnungen des freien Wohnungsmarktes kaum noch bezahlen. Eine 2-Raum-Wohnung mit 60m² ist unter 800,- DM (kalt) kaum noch zu kriegen. Die meisten Studenten wohnen daher in Untermietsverhältnissen, meist schwarz und ohne Erlaubnis des eigentlichen Vermieters. Dies kann „Vermietungsketten“ bis zu vier und mehr verschiedenen Mietparteien ergeben, oftmals weiß der aktuelle Untermieter gar nicht mehr, wer der eigentliche Hauptmieter ist. Und der nutzt oft die Unkenntnis des Untermieters über seine Rechte aus und vermietet eine Wohnung ohne jeden Komfort zu horrenden Preisen. Die Redaktionsmitglieder (nicht einer wohnt im Wohnheim) können darüber eine Menge berichten. Mehr über diese Erfahrungsgeschichten und über Wohnheime, die wohnen zu attraktiven Zuständen anbieten, in der Titelgeschichte dieser Ausgabe.

Mit der Art und Weise der Berichterstattung über das Studentenparlament hat sich die UnAUFGEORDERT oder besser der zuständige Redakteur bei den Studentpolitikern keine Freunde gemacht. Von „Miesmache“ war die Rede, „Oberflächlichen Journalismus“ und natürlich auch die berühmte „Springer-Presse“ wurde aufgewendet, um das Unbehagen über den zugebenermaßen sehr zynischen Stil zum Ausdruck zu bringen. Aus Anlaß der bevorstehenden Wahl hat sich derselbe Redakteur des StuPa's noch einmal angenommen, um zu schauen, was nach zwei Jahren Studentenparlament an Ergebnissen vorhanden ist. Der Zynismus blieb diesmal außen vor, und auch die Oberfläche einer einzelnen Sitzung wurde gegen die Tiefe mehrerer Gespräche und intensiven „Quellenstudiums“ getauscht.

Daß wir nach dem letzten Jahr der zahlreichen eintreffenden Kritik überdrüssig sind, ist falsch. Vieles von dem, was uns an Meinungen offen und verdeckt erreichte, war konstruktiv und es war ebensoviel Lob dabei. Aber ein Umstand wird immer wieder deutlich, wenn wir ganz konkrete Zustände oder Personen kritisieren: die Reaktion auf Artikel ist stets sehr frontal und unmittelbar. Journalisten, die in einer „normalen“ Zeitungsredaktion arbeiten, werden sicherlich nicht gefragt, ob es denn aufgrund eines Artikels nun Schwierigkeiten mit dem oder jenem Professor gäbe, bei dem man ja auch noch Prüfung machen will. Oder ob man denn als „Studentenzeitung“ so was machen dürfe. Dort gibt es eine Redaktion für Leserbriefe, die mit Antworten, auch mit solchen, die drohen, wesentlich souveräner umgehen kann. Dies soll kein Plädoyer für weniger Kritik an der Arbeit dieser Zeitung sein, im Gegenteil: Kritik ist auch 1995 erbeten und zahlreich erwünscht. Es soll lediglich auf das Spannungsfeld aufmerksam gemacht werden, in denen sich Studenten befinden, wenn sie kritisch über Vorgänge an ihrer Universität berichten wollen. Und über ein merkwürdiges Verständnis vom Umgang mit der Öffentlichkeit, welches bei den Verwaltungseinrichtungen der Humboldt-Universität bis hin zum Präsidialamt herrscht. An welcher Universität muß der Präsidialamtsleiter gefragt werden, ob die Mitglieder einer Studentenzeitung öffentliche Protokolle einsehen dürfen?

Zum Schluß natürlich: ein neues Jahr hat begonnen! Also, allen Lesern ein frohes neues Jahr und viel Erfolg im letzten Jahrünft des 20. Jahrhunderts.

Was hat das neue Jahr bis jetzt gebracht: Ruhe auf 95,8 UKW von 06.00 - 10.00; Lutz Bertram ist nicht mehr. Auch auf den Sprechfunk von Kuttner wird man in Zukunft verzichten müssen, beide haben sich als ehemalige IM's der Stasi zu erkennen gegeben. Was die ganze Debatte um die Staatssicherheit und ihre verdeckten Ermittler wirklich bringt, wird wohl auch die Diskussion um die beiden Flugschiffe des ORB zeigen.

Uns hat das neue Jahr hoffentlich eine Lösung unseres Verhältnis zum Studentenparlament gebracht, eine Lösung, von der beide Seiten profitieren können und die 1995 zum Erfolg werden lassen können.

Inhaltsverzeichnis

Die Humboldt-Universität diskutiert über die Sparvorhaben des Berliner Senats.....	4
Stellungnahme zur AS - Sitzung am 20.12.94.....	4
Eine Mischung aus Konzertagentur und nicht erkannter Arbeit.....	5
„Wer nicht wählt, wird exmatrikuliert!“ - wer sich nicht wählen läßt, auch!.....	8
Wahllokale.....	9
„Unser Anfang war sehr schwierig“.....	10
Neuer erster Vizepräsident:	13
Ein Vorbild - ein Ausweg - Behindertenbetreuung in Trier.....	14
„Das interessiert eigentlich keinen!“.....	15
Außer Spesen nix gewesen?.....	16
After Eight In Quality Street oder sind Oxford-Studenten anders als die anderen?.....	17
„Wohnung / Zelt / Zimmer / Villa?“.....	18
errare humanum est.....	20
Wohnen in Studenten(wohn)heimen.....	22
Wohnheimtraum(a).....	22
Der Untermieter- Mieter zweiter Klasse?.....	23
Illegales Wohnen Fall1.....	24
Illegales Wohnen Fall2.....	25
Wie herrlich ist der Krieg	26
Forschungsbericht '93.....	29
Saint Pierre oder die Süße des Lebens.....	30
Ein gelungener Versuch zur Harmonie von Sprache und Musik.....	31
„Hühhfä!!! Hühhfä!!!“ - „Pollessail Pollessail!“.....	31
U-Bahn-Zombies.....	34
Eisenbahn fahren.....	34
Kleinanzeigen.....	35
Kahrs zum zweiten.....	36
Kreuzworträtsel.....	37
Leserschelte.....	38
Oh, sorry, ich dachte ich schaffs bis zur deadline.....	40

„Wer seine Dienstreisekosten nicht einwirbt, muß hierbleiben!“

Die Humboldt-Universität diskutiert über die Sparvorhaben des Berliner Senats

Mit Datum vom 07. Dezember traf bei den Berliner Universitätspräsidenten ein Schreiben des Senators für Wissenschaft und Forschung, Prof. Manfred Erhardt, ein, welches schon längere Zeit erwartet wurde.

In ihr forderte der Wissenschaftssenator die Universitäten auf, die vom Berliner Senat geforderten strukturellen Einsparungen bei Doppel- und Mehrfachangeboten von Studiengängen durch eigene Entscheidungen vorzubereiten. Als Frist wurde der 31.01.1995 gesetzt, denn der Senator selbst muß bis zum 31. März 1995 dem Berliner Abgeordnetenhaus

einen Bericht abgeben, in welcher Weise ab 1995 bis zum Jahre 2003 an den Berliner Hochschulen gespart werden kann. Die Größenordnungen, in denen gespart werden muß, liegen für den Doppelhaushalt 1995/96 bei insgesamt 295,0 Millionen DM. Wichtig ist, daß die Einsparungen maßgeblich über Strukturentscheidungen herbeigeführt werden sollen, also über den Abbau und die Schließung von einzelnen Instituten und Studiengängen.

Daß es sich dabei um gravierende Einschnitte handelt, machte HU-Kanzler Rainer Neumann auf einer Sondersit-

zung des Akademischen Senats am 21.12. deutlich: Seine Planspiele, die er nicht als Handlungsanweisung für den Senator verstanden haben wollte, gehen von 25 Millionen aus, die die HUB zunächst einsparen muß. Dies würde, wenn allein im Sachmittelbereich gespart würde, bedeuten, daß von 32 Millionen ganze 7 Millionen übrigbleiben würden, oder aber, wenn man vom Personalbereich ausgeht, müßten 65 Professorenstellen unbesetzt bleiben.

Die Sondersitzung sollte Klarheit darüber bringen, wie mit den „Sparterminen“ und den dahinter stehenden Forderungen umzugehen ist. Um das Ergebnis der Diskussion vorweg zu nehmen: Klarheit wurde nicht geschaffen. Vielmehr bot der akademische Senat ein jämmerliches Bild von unentschlossenen Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeitern, denen Prof. Schwintowski von der Juristischen Fakultät die Fähigkeit absprach, in „autonomen Strukturen“ zu denken. Da wurde darüber diskutiert, ob die HUB nicht die Telefonkosten senken könnte, ob die Mietzahlungen der Universität (30 Millionen im Jahr) nicht herabgesetzt werden könnten, ob die Dienstreiseverordnung nicht überprüft werden könne und Prof Tenorth schlug vor, dem Senator doch zu bitten, einen neuen Termin zu setzen.

Wie schlecht die Universitätsleitung auf die gesamte Problematik vorbereitet ist, bewies eine Tischvorlage der Präsidentin Prof. Marlis Dürkop. Handlungsabsichten, die eine Initiative erkennen lassen, sind in der Vorlage nicht zu erkennen. Nur zwei Mitglieder des AS (von den Studenten einmal abgesehen) forderten deutlichere Schritte. Prof Bredekamp von den Kunsthistorikern schlug vor, den Weg des Protestes zu gehen. Beispielsweise könnten alle Dekane zurücktreten oder auch die Universität ihren Betrieb stilllegen. Die Vorlage kritisierte er als dem Problem nicht angemessen, sie zeige „ein Sicht-Tot-Stellen“ auf. Prof. Schwintowski forderte die Überprüfung von rechtlichen Schritten und schlug vor, den Spieß einfach herumzudrehen und zu fragen,

Stellungnahme zur AS - Sitzung am 20.12.94

Ich habe mich als Vertreter der StudentInnen im Akademischen Senat am 20.12.94 entschieden gegen die vorgelegte Stellungnahme der Präsidentin zu den neuerlichen Sparauflagen gewandt. Nicht unbedingt weil es eine miese Stellungnahme ist, nein, ich denke, die Universitätsleitung kann so argumentieren. Aber für ein hochschulpolitisches Gremium, wie den Akademische Senat (AS) ist so eine Argumentationsweise unakzeptabel. Da der AS nun diese Stellungnahme mit Kommataänderungen und Halbsatzstreichungen als die seine akzeptierte, mache ich die Stellungnahme auch ihm zum Vorwurf. Wenn der AS nicht mehr gegen Sparauflagen vorzubringen hat, als einen Verweis, daß die Humboldt-Uni schon so viel gespart hat und daß es doch ungerecht wäre, dann bin ich schon enttäuscht und als Student empört. In dieser Zeit hat Bildung keine Lobby mehr. Und wer, wenn nicht die ProfessorInnen und DozentInnen als geachtete wissenschaftliche Leistungsträger der Gesellschaft, können und müssen glaubhaft öffentlich machen, wie wichtig heutige Bildung für eine vernünftige Zukunft ist und wie verantwortungslos andersherum heutiges Sparen im Bildungssektor angesichts fehlender Auswege aus sozialer, wirtschaftlicher und ökologischer Krise. Aber jegliche Diskussion darüber wurde abgeblockt, radikale Protestvorschläge, wie befristete Schließung des Unibetriebes oder der Rücktritt aller Dekane einfach ignoriert. Dieser Akademische Senat will sich mehrheitlich gar nicht seiner Verantwortung stellen und endlich nötige Lobby-Arbeit leisten. Und routinemäßiges „Bockigsein“ und „sich ungerecht behandelt fühlen“, wird die Öffentlichkeit in ihrem Bild über die Unis nur noch bestärken! Was nützt ein formaler Protest, wenn der AS sich nicht dazu äußern will, weshalb ihm das Geld und wofür fehlt, was der Uni verloren geht und was der AS wieso erhalten möchte.

Ich sitze alle 14 Tage in diesem Akademischen Senat und versuche dieses Gremium und insbesondere die ProfessorInnen an ihre Verantwortung für die künftige Gesellschaftsentwicklung zu erinnern, ich fordere Weitsicht und ein Aufbrechen von Sachzwangargumentationen. Was ich ernte, ist allgemeines Kopfschütteln, Lächeln, ironische Bemerkungen unserer Präsidentin und das Gefühl, ziemlich dämlich zu sein. Ist Wissenschaft aber nicht auch Vernunft, Logik und Moral?

Ironie des Schicksals würde ich sagen, wenn die Unis ausgerechnet durch durch eine als Schutz gedachte absolute Mehrheit der ProfessorInnen in allen Unigremien mit ans Messer geliefert werden.

Ronald Höhner (HDS - Offene Linke Liste)

P.S.: Die Präsidentin sprach auf meine Anfrage hin, von dieser Stellungnahme als Vorform des Widerstandes. Ich bin gespannt, wie kreativ der echte Widerstand bis Ende März aussieht. Dann nämlich kümmert sich das Abgeordnetenhaus höchstselbst um die irrsinnigen Einsparungen!!!

was eigentlich die anderen Berliner Verwaltungen sparen, die im Vergleich zum universitären Haushalt ein wesentlich uneffizienteren Umgang mit Finanzen an den Tag legen. Am Ende half selbst der massive Protest der Studenten nichts, die Vorlage wurde beschlossen. In diesem erklärt man sich unter anderem dazu bereit, an Strukturverbesserungen mitzuzuwirken und beklagt im übrigen, daß man doch schon sehr geschöpft worden sei. Ronald Höhner, studentisches Mitglied im AS, stellte völlig zu Recht fest, daß sich dahinter der Unwille des AS verberge, Verantwortung zu

übernehmen und politisch aktiv zu werden (siehe Kasten).

Und so geht die Humboldt-Universität in die anstehende Spardebatte mit eingezogenen Kopf und einem unklarem „Ja, aber... - vielleicht doch nicht.“

P.S.: Die Art und Weise, wie die Beschlußvorlage der Präsidentin durchgepeitscht wurde, ist mehr als bedenklich. Die AS-Mitglieder bekamen die fünf Seiten erst am Tage der Sitzung zu Gesicht und sie wurden ihnen von der Präsidentin angekündigt mit den Worten: „Nach der Diskussion gebe ich Ihnen dann die Vorlage zum Beschluß.“

Erst als einer vorsichtig fragte: „Können wir sie nicht schon jetzt haben?“, wurde sie vorzeitig ausgeteilt. Ein merkwürdiges Verständnis von parlamentarischer Arbeit.

Und die Einwürfe der Studenten, die regelrecht abgekanzelt worden mit Sätze wie: „Dann sollen die Studenten doch eine eigene Vorlage machen!“ sind überhaupt nicht geeignet, ein Klima zu schaffen, indem alle Gruppen des akademischen Senats gemeinsam auf die angedrohten Sparmaßnahmen reagieren können.

jot

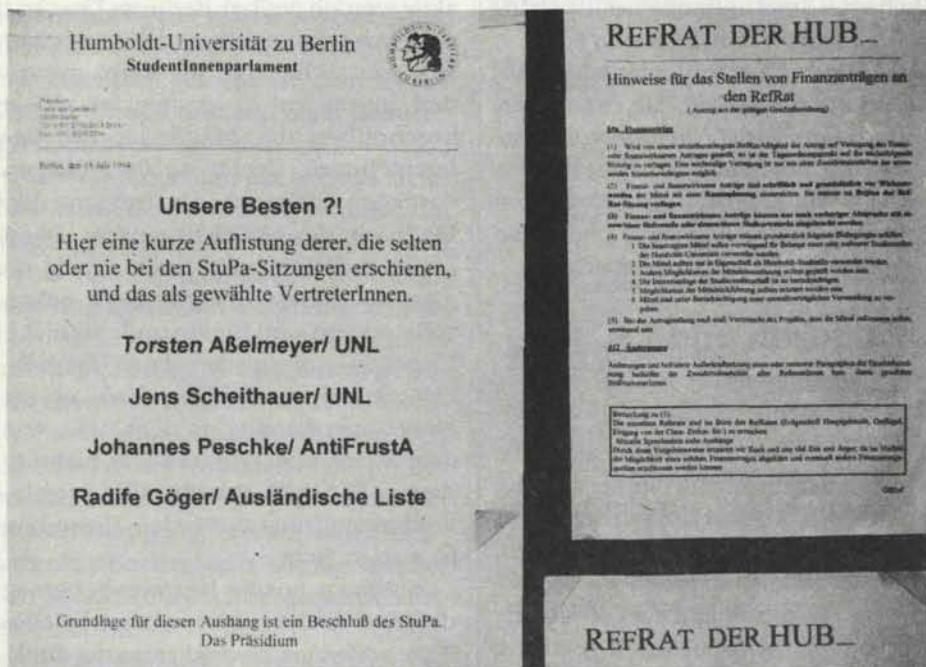
Eine Mischung aus Konzertagentur und nicht erkannter Arbeit

Ende Januar wird an der Humboldt-Universität ein neues Studentenparlament gewählt. Zur Wahl stehen erstmals weniger Kandidaten zur Verfügung, als Plätze im StuPa vorhanden sind. Am Ende der Amtszeit des 2. Studentenparlaments bleibt das Fazit: die Frustration bei den „Aktiven“ ist größer geworden, der Wille zur Mitarbeit geringer. Trotz allem hat das StuPa oder besser sein Arbeitsgremium, der Referentenrat, einige Projekte angeschoben, die hoffen lassen.

Auf der StuPa-Sitzung Mitte Oktober vergangenen Jahres war Showdown angesagt. Nacheinander traten die Refe-

renten für Hochschulpolitik, Antifa und Ökologie zurück. Das Ökologiereferat gab komplett auf, die Antifareferentin

klagte über Schwierigkeiten mit ihrem Referat und der Hochschulpolitikreferent gab an, „mit so einem lahmen StuPa kann man in der Hochschulpolitik verzweifeln.“. Es folgte eine quälende Diskussion über die Aufgaben der Mitglieder des Studentenparlaments, über die Arbeit des RefRats und natürlich über das eigene Selbstverständnis. Der Rücktritt der drei Referenten und des Parlamentspräsidenten wurden ohne große Sorge hingenommen - ungeachtet der Tatsache, daß nunmehr sechs von elf Referaten nicht mehr arbeitsfähig waren. In der Diskussion war Selbstzerfleischung angesagt, hervorragend geeignet, um nicht eingeweihten Studenten den Zugang zu ihren eigenen Selbstverwaltungsorganen auf Dauer zu versperren. Was sich offenbarte, war eine Bilanz aus Enttäuschungen, Unvermögen und Frust. Das Interesse der Studenten an der Arbeit des RefRats und des Studentenparlaments tendiert gen Null, die hochschulpolitische Wirkung ist äußerst gering, die Rückmel-



dung an die Basis erfolgt in Form von Konzerten und mühsam bewilligten Finanzanträgen.

Nun könnte man hier Schluß machen und abschließend feststellen: Das Studentenparlament, erstickt in den eigenen bürokratischen Vorgaben, erstickt an der Diskussion über das fehlende Selbstverständnis und verhungert am fehlendem Interesse der übrigen Studenten, ist gescheitert. Das trifft aber nur das äußere Bild des Studentenparlaments und seines Referentenrates, hinter den Kulissen hat sich doch einiges getan, was für die Zukunft hoffen läßt. Also sei anstelle einer Bilanz ein Blick hinter den äußeren Schein gewagt, unterteilt in Niederlagen und Erfolge.

Niederlagen:

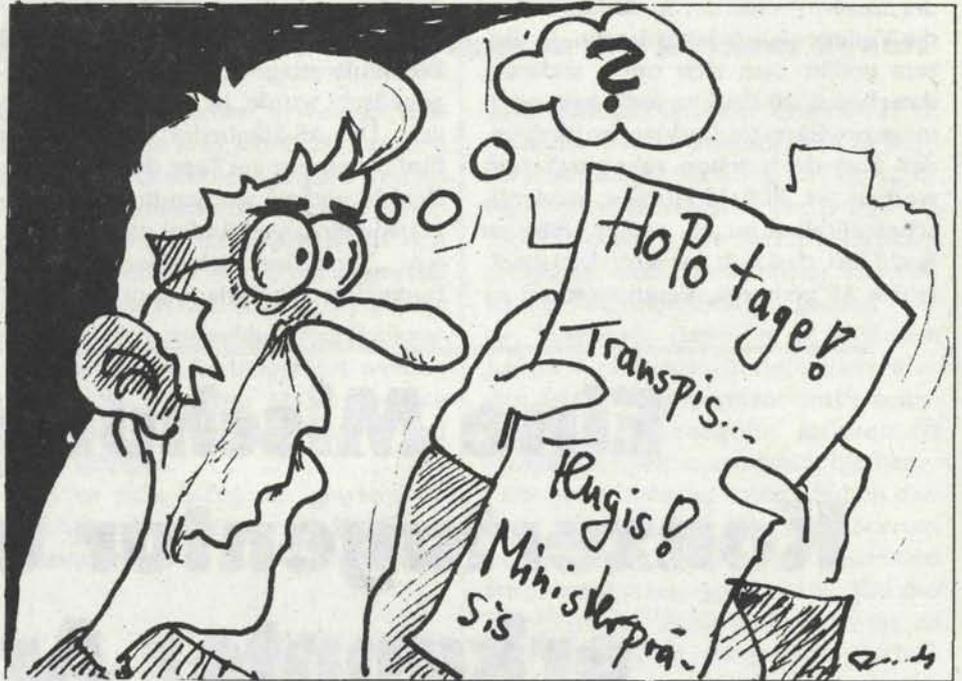
Das Studentenparlament

Laut Berliner Hochschulgesetz bilden 60 gewählte Studenten das Studentenparlament der HUB, die Interessenvertretung aller Studenten. Hier soll über grundsätzliche Dinge wie Satzung, Haushaltsplan und Beitragssätze beschlossen, hier sollte aber auch die politische Meinungsbildung der Studentenschaft zum Ausdruck kommen. Sollte, denn Diskussionen mit greifbarem Ergebnis in dieser Richtung fanden im StuPa kaum statt. Alle gewählten Mitglieder auf einmal hat man im Verlaufe des vergangenen Jahres nie zu Gesicht bekommen. Auf der ersten Sitzung waren es 58, auf der zweiten Sitzung waren es 47, auf der dritten Sitzung waren es 40, wie viele es auf der vierten Sitzung waren, weiß keiner, auf der fünften Sitzung schließlich waren es nur noch 34... - irgendwann wäre niemand mehr da. Nur gut, daß jedes Jahr neu gewählt wird. Vom Studentenparlament selbst gingen im letzten Jahr kaum Initiativen irgendwelcher Art aus, die meisten Aktivitäten kamen vom RefRat oder einzelnen studentischen Gruppen wie der Interessengemeinschaft Krähenfuß. Ein Großteil der Arbeit wurde regelrecht aus dem Studentenparlament ausgelagert, so daß heute ein Zustand entstanden ist, der einige nach der Existenzberechtigung dieses Gremiums fragen läßt.

Daß viele Studenten, die zur Mitarbeit bereit waren, wieder vergrault wurden,

mag einerseits daran liegen, daß auch das zweite Studentenparlament über keine feststehenden Strukturen verfügte. Andererseits reicht dies nicht zur

Überwachung der Finanzen des Studentenparlaments, schienen letztes Jahr unter der Überlast der Arbeit zusammenzuberechnen. Ein Teil dieser Über-



Begründung für den desolaten Zustand aus. Die Ursachen sind woanders zu sehen. Ronald Höhner, Mitglied im StuPa und Akademischen Senat: „Das StuPa muß aus der ständigen Beschäftigung mit sich selbst heraus, sonst bekommt überhaupt keiner mehr mit, daß es da überhaupt etwas gibt!“

Insofern hat das Studentenparlament als Gremium versagt, seinen Namen hat es mit lächerlichen Aktionen wie der Anprangerung nichterschienenen StuPa-Mitglieder durch öffentliches Aushängen der Namen ruiniert (siehe Foto).

Das neugewählte Studentenparlament wird beweisen müssen, daß es nach der „Grundsteinlegung“, die nun vollendet ist, zu inhaltlicher Arbeit über einen längeren Zeitraum fähig ist und eine Form des Parlamentarismus pflegt, die es nach außen transparent macht.

Finanzen und Bürokratie

Welcher Student hat schon einmal die Möglichkeit gehabt, mit der Verwaltung von ca. 600.000,- DM jährlich betraut zu werden. Die, die das Glück haben, wollen es möglichst schnell wieder loswerden. Die drei Mitglieder des Finanzreferats, zuständig für die Umsetzung beschlossener Finanzanträge und die

last entstand aus einer hausgemachten Bürokratie und der Angst vor Entscheidungen. Dabei schien man auch den Kopf etwas verloren zu haben, denn der Finanzstopp, der letzten Oktober verhängt wurde, beruhte auf der Unkenntnis, wieviel Geld überhaupt noch da ist.

Nun ist für viele Studenten das Studentenparlament hauptsächlich wegen der Möglichkeit interessant, von hier Geld zu bekommen. Für die, die auch in anderer Hinsicht für Studenten aktiv werden wollen, ist dieser Umstand natürlich schmerzlich und trägt zu einer gewissen Schieflage im Verhältnis zu den „normalen“ Studenten bei. Viele beschreiben die Mitglieder des Referentenrates, denen sie ihr Anliegen vortragen (müssen), als arrogant. Ein Eindruck, der vielleicht täuscht. Denn oft ist es die einfache Unsicherheit, ob man für dieses Anliegen Geld geben soll und darf und für ein anderes nicht, Ursache für diese scheinbare Überheblichkeit der Macht. Was fehlt, ist ein eindeutiger Katalog, in dem steht, was man finanzieren will und was nicht. In dieser Hinsicht scheint die Projektkommission tätig zu werden, Besserung ist also in Sicht.

Unbedingt positiv hervorzuheben ist die wesentlich transparentere Arbeit des Finanzreferates. Gedenkt man der dunklen Zeiten des Studentenrates, wo er-

wiesenermaßen nicht mal mehr die Mitglieder der Finanzkommission wußten, was ihr Finanzboß so alles trieb und hintertrieb, ist es heute jedem möglich, Auskunft zu verlangen, wer für was Geld erhalten hat.

Die derzeitigen Finanzreferenten wollen ihr Amt nicht fortsetzen. Bleibt also die Gelegenheit für Neue, sich der scheinbar wichtigsten Aufgabe des StuPa's zu widmen.

Mehrere Konzerte und eine verpatzte Öffentlichkeitsarbeit

Ein halbes Dutzend Konzerte habe das Studentenparlament bzw. der RefRat im vergangenen Jahr organisiert, das dürfte Spitze für eine deutsche Studentenvertretung sein. Warum das ganze: „Um mehr Akzeptanz unter den Studenten zu erreichen und um auf uns aufmerksam zu machen“, sagt Andreas Huth, Sozialreferent des RefRat's. Gebracht hat es bis auf Kosten und mittelmäßigen Besuch kaum etwas. Die Studenten, die sich bei Wein, Weib und Gesang vergnügten, haben wohl alle vergessen, wem sie das zu verdanken haben.

Der andere Weg, die Öffentlichkeit zu erreichen, war der RefRat-Kurier. Dort war von der VV zu lesen, bei der viele Studis mit Transpis auf ihre Problemis aufmerksam machten, die Präsi war auch da und ein Vertreter der FRV forderte zur Demo auf, die eine Ini vorbereiten soll - wenn die Sprache nicht stimmt, nützt auch die beste Öffentlichkeitsarbeit nichts. Wenn man erst denjenigen, den man erreichen will, erklären muß, was eigentlich gemeint ist, dann ist das Ziel schon verfehlt. (FRV heißt übrigens Fachschaftsrateversammlung)

Für viele Studenten hat sich die sichtbare Arbeit des Studentenparlaments im vergangenen Jahr im Veranstalten von Konzerten, Ankündigung von Demonstrationen, Vollversammlungen und eben den ausliegenden RefRat-Kurier erschöpft. In diesem wurde zwar detailliert über die Arbeit des RefRat's berichtet, wenn aber beispielsweise bei den Biologen in der Invalidenstraße im Dezember immer noch die Juli-Ausgabe in Massen herumlag, scheint die Akzeptanz nicht hoch zu sein. Die meisten der StuPa-Mitglieder bedauern, daß sich der Enthusiasmus der Streiktage im vorletzten Dezember nicht erhalten hat. Dahinter steht aber vielleicht die irri-

Annahme, die Mehrheit der Studenten müsse sich ständig für die Belange ihrer Vertretung interessieren. Das ist nicht so und an dieser Tatsache sollte sich auch die Öffentlichkeitsarbeit orientieren und viel stärker auf einzelne Projekte hinweisen, die beispielsweise vom RefRat angeschoben werden und bisher mehr ein Schattendasein führen.

Zwischen Niederlage und Erfolg

Der Referentenrat

Abweichend vom üblichen Modell beschloß das StuPa, entgegen dem AStA einen Referentenrat einzurichten. Dieser besteht momentan aus 10 Referaten, die in diesem Rat ihre Arbeit gemeinsam abstimmen sollen und gemeinsam durch ihre Arbeit die Hauptrichtlinien des Studentenparlaments bestimmen. Offen sind die Referate für jeden, einen Vorsitzenden gibt es nicht. Einschätzung von Ronald Höhner, Öffentlichkeitsreferent, nach einem Jahr: „Noch vor einem Jahr hätte ich gesagt, der RefRat ist das richtige Modell. Jetzt besteht aber zunehmend die Gefahr, daß die Referenten nur noch ihre Arbeit machen und eine gemeinsam abgestimmte Arbeit nicht mehr möglich wird. Diese würde das Modell des Referentenrates zersprengen und die ersten weitergehenden Ideen zunichte machen. Es bleibt aber abzuwarten, wie real diese Gefahr ist.“

Erfolge

Die Interessengemeinschaft „Krähenfuß“

Im Juni letzten Jahres öffnete im ehemaligen Traditionskabinett der HUB die IG „Krähenfuß“ - gedacht als alternatives Café, Ort für Veranstaltungen jeglicher Art und einfach Treffpunkt.

Seitdem hat sich das selbstverwaltete Projekt bestens bewährt, die Veranstaltungen können verschiedenartiger nicht sein und des öfteren herrscht auch schon mal Überfüllung. Die 10.000,- DM, die das StuPa in das Projekt gesteckt hat, sind also bestens angelegt und die Studentenschaft als selbstverwaltende Mitgliedsgruppe hat hier zum erstenmal

gezeigt, daß sie durchaus in der Lage ist, alternative Projekte innerhalb der Universität sinnvoll zu gestalten. Mehrere solcher oder ähnlicher Projekte (beispielsweise der geplante Kinderladen), und die Akzeptanz des Studentenparlaments bei den Studenten wird spürbar steigern.

Das Sozialreferat und ein geplantes Beratungssystem

Zentrale Aufgabe des Sozialreferates ist und war es, ein zentrales studentisches Beratungssystem für Studenten zu installieren. Die Beratung soll vor allem von Studenten durchgeführt werden. Wer neu an eine Universität kommt, weiß, wie notwendig Stellen sind, die beraten und auch weiterhelfen können. Und wer neu an die Humboldt-Universität kommt, weiß, daß es diese Stellen kaum gibt.

Mit erstaunlicher Hartnäckigkeit bemühen sich die beiden Sozialreferenten, Konni Freier und Andreas Huth, hier ein System zu schaffen, welches Studenten möglichst vielseitig beraten kann. Ob die dazu notwendigen 7 studentischen Hilfskräfte von der Universität in diesem Jahr bezahlt werden und ob dieselbe auch zwei Räume zur Verfügung stellt, ist mehr als fraglich, obwohl damit auch der Universität sehr geholfen wäre. Beraten wird bereits in Sachen BAFöG und demnächst wieder in Sachen Recht (ab Ende Januar). Geplant ist eine Beratung für behinderte und chronisch kranke Studenten (gibt es derzeit nur zentral über das Studentenwerk), ein Beratungsdienst für ausländische Studenten (dieser wird von der Universität mehr als mangelhaft durchgeführt) und eine Beratung für studierende Eltern.

Parallel dazu versuchen die studentischen Mitglieder im Akademischen Senat (hier vor allem René Grube), ein dezentrales Studienberatungssystem an allen Fakultäten durchzusetzen. Dieser Plan erfährt allerdings starken Widerspruch aus der Universität - es ist einfach zu teuer.

Zusammengefaßt: Wenn ein Referat inhaltlich und konzeptionelle Arbeit mit sichtbaren Ergebnissen geleistet hat, ist es das Sozialreferat. Hier liegen wahrscheinlich auch die Schwerpunkte des neuen StuPa's, ein Umstand, der ebenfalls zu einer größeren Akzeptanz der

studentischen Selbstvertretung beitragen wird.

Die Selbstbehauptung in den Gremien

Seit 1992, als das erste Studentenparlament gewählt wurde, ist die Zahl der Studenten an dieser Universität um mehrere tausend gestiegen. Der Effekt ist dem des Auskehrens gleich. Die Studenten heute wissen nichts mehr von den Verwicklungen des Studentenrates in die Universitätsleitung, von den jahrelangen Gremienhockern und deren Wirken. Die Studenten aber, die heute - neu an die Universität gekommen - in den Gremien der akademischen Selbstverwaltung sitzen, werden allzuoft an ihren Vorgängern gemessen und - viel schlimmer noch -, sie werden allzuoft einfach übergangen. Da fallen Sätze wie: „Der Herr Vollrath hätte das aber ganz anders gemacht!“ oder „Früher war von den Studenten mehr Zustimmung zu erwarten!“. Das tut weh und ist nicht gerade förderlich für eine erfolgreiche Arbeit. Und ein Teil der alten Studententräger müssen sich im Hintergrund der Realität des Jahres 1994 den Vorwurf gefallen lassen, zu spät gegangen zu sein, zu lange auf ihren Posten gesessen zu haben. Die Löcher,

die sie gerissen haben, sind schwer zu stopfen und haben u.a. mit zu dem desolaten Zustand beigetragen, in dem sich das Studentenparlament und die anderen Selbstverwaltungsgremien der Universität befinden.

Daß aber die Studenten, die aktuell in den Gremien versuchen, für Studenten Politik zu machen, nicht aufgegeben haben, ist zunächst positiv. Auch wenn sie sich oft blamiert haben - erinnert sei hier nur an das unfreiwillige Kabarett eines studentischen Vizepräsidenten -, inzwischen haben sie durch inhaltliche Arbeiten bewiesen, daß man auf sie hören muß. Denn inzwischen werden sie auch von der Universitätsleitung wieder gefragt, ob sie bei der Lösung dieser oder jenes Problems mithelfen können - das ist sicherlich der größte Erfolg derjenigen Studenten, die sich im zweiten Jahr des Studentenparlaments um aktive Mitbestimmung in den verschiedenen Gremien der Universität bemüht haben.

Unter dem Strich

Studenten, die sich in ihre eigenen Gremien wählen lassen, bekommen dafür keine Diäten, keine Sitzungsgelder und auch kein höheres Prestige. Es ist also schon allein Respekt vor denen

zu üben, die sich bereit erklären, mitzuarbeiten und so ein Stück ihrer Studienzzeit zu opfern für die Belange der Studentenschaft. Wenn aber aus dem Desinteresse der übrigen eine Selbstbeschäftigung wird, geht der Respekt wieder verloren.

Das zweite Studentenparlament der HUB hat es nicht vermocht, einen festen Platz in dieser Universität zu erobern, von dem es gehört und akzeptiert wird. Die meisten Studenten sehen es als ein diffuses höheres Wesen an, was es eben geben muß. Weiter unten, bereits losgekoppelt von der Institution, haben es einzelne Projekte und Referate aber geschafft, mit ihrer Arbeit Beachtung unter Studenten zu finden und eine größere Anzahl von ihnen zur Mitarbeit zu bewegen. Die Bafög-Beratung, der Krähenfuß und die Rechtsberatung wären drei Beispiele für Projekte, die bereits sicher in diese Universität gehören, neue kommen in diesem Jahr sicherlich hinzu.

Das dritte Studentenparlament und sein Referentenrat wird sich an der Aufgabe messen können, ob es ihm gelingt, diese verschiedenen Projekte zu bündeln, gemeinsam zu koordinieren und aus dieser Vielzahl eine hochschulpolitische Richtlinie erwachsen zu lassen, die an der Universität und darüber hinaus beachtet wird.

jet

„Wer nicht wählt, wird exmatrikuliert!“ - wer sich nicht wählen läßt, auch!

Erstmals stehen dem Studentenparlament weniger Kandidaten zur Verfügung, als es Plätze hat.

Mit obiger Zeile hatte sich vor einem Jahr ein Student ziemlich Ärger eingehandelt. Mit dem als Witz gemeinten Satz auf einem Transparent im Foyer der Kommode wollte er Studenten zur Wahl bewegen. Die Universitätsleitung verstand es falsch, ließ das Transparent entfernen und der Delinquent wurde zum Rapport in das Präsidialamt bestellt.

Ein Jahr später könnte man dem Transparent noch einen Satz hinzufügen: Bit-

te laßt Euch wählen! Denn zur Wahl des dritten Studentenparlaments der HUB haben sich nur 44 Kandidaten aufstellen lassen, 16 weniger als Plätze im StuPa sind. Gewählt wird trotzdem, aber wenn sich nach der Wahl eine Gruppe findet, die noch gewählt werden möchte gibt es Nachwahlen für die verbliebenen Plätze.

Stimmzettel
zur Wahl des dritten StudentInnenparlaments der HUB
vom 30. Januar bis 1. Februar 1994
- Bitte kennzeichne in der ersten Spalte eine Kandidatin / einen Kandidaten. -

Es besteht eine Listerziehung zwischen "GEOZENTRIKER für Utopia" / HDS - Offene linke Liste" und "Linke Liste der Humboldt-Uni"

1. Ring Christlich-Demokratischer Studenten

Mitschew	Christine	Geographie
Pahlke	Marie	JWL
Bell	Christina	Theologie
Häpke	Ulrike	Medizin
Hahn	Michael	Sozialwissenschaften
Wahl	Andreas	Jura
Winkel	Walter	Jura
Kröger	Thomas	JWL
Kochert	Alina	JWL

5. Marilla Lebbich-Schwale Interessengr. ver.

Berch	Anja	Rechtswissenschaften
Pfeilschmidt	Steph	Jura
Karsten	Ulrich	Rechtswissenschaften
Pöppe	Stefan	Kulturwissenschaften

6. Linke Liste der Humboldt-Uni

Schäfer	Jana	Physik
Ullrich	Ronald	JWL
Schmitt	Christina	Kulturwissenschaften
Brensdorf	Andreas	Geographie/Geologie
Fischer	Kerstin	Kulturwissenschaften
Seyffert	Frank	Arbeitswissenschaft
Dagell	Jessica	Mathematik/Physik
Rogge	Sven	Geographie/Sozialologie
Kunzevitz	Andri	Mathematik/Physik
Tafel	Heide	Chemie/Physik
Wipack	Udo	Sozialwissenschaften
Bach	Joachim	Informatik

7. GEOZENTRIKER für Utopia

Fischer	Marie	Jura
Huth	Andreas	Geographie
Bauer	Heide	Geographie/Kulturwissenschaften
Pöppe	Stefan	Politik/Kulturwissenschaften

2. Unabhängige Naturwissenschaftliche Liste

Schramm	Thomas	Biologie
Schäfer	Rene	Physik
Winkel	Andreas	Arbeitswissenschaft
Thomack	Nel	Chemie
Hübner	Diana	JWL

3. HDS - Offene linke Liste

Hoyer	Wolfgang	Arbeitswissenschaft
Friedrichs	Andreas	Physik
Lindner	Jana	Psychologie
Olte	Matthias	Geographie
Meyer	Stephan	Sozialwissenschaften/JWL
Weber	Michael	Informatik
Schiller	Dennis	Sozialwissenschaften

4. Die bunten Hände

Kollhardt	Ulrich	Kulturwissenschaften
Kretz	Monica	Kulturwissenschaften
Danzon	Oliver	Biologie

Für das Studentisches Wahlamt der HUB
gen. Conny Heibich

So wird das 3. Studentenparlament im günstigsten Fall 44 Mitglieder haben, nämlich genau dann, wenn das Rechen-system der personalisierten Verhältniswahl genau aufgeht, und das wäre wie ein Sechser im Lotto.

Angetreten sind sieben Listen. Erstaunlich ist das überraschende Anwachsen des RCDS, der mit 9 Kandidaten die zweistärkste Liste stellt. Aus der AntiFrusta wurde die Linke Liste, die mit 12 Kandidaten anrückt. Die beiden werden wahrscheinlich auch allein men-

genmäßig das nächste StuPa dominieren. Die inhaltlichen Impulse werden wohl aus der Linken Liste kommen, hier sitzen auch die meisten bereits „Aktiven“.

Interessante Außenseiter sind wohl „Die bunten Hunde“: wenn sich dahinter ein dadaistisches Politikkonzept verstecken sollte, dürfte das nächste StuPa einer bunten Bereicherung gewiß sein.

Letzte statistische Auffälligkeit: überraschend viele Kandidaten sind Studenten der Philosophischen Fakultäten II

und III, hier insbesondere der Kulturwissenschaften.

Wer mehr über die Listen und die Wahl erfahren will, besorge sich das Info-Heft des StuPa's, welches an den bekannten Stellen in der Uni ausliegt (gemeinsam mit der UnAUFGEFORDERT).

Zum Schluß bleibt der Aufruf: Geht wählen, es gilt die unheimliche Wahlbeteiligung von 12,10% des Vorjahres zu knacken. Und wer nicht wählt, die Konsequenzen sind fürchterlich ...

Wahl des 3. StuPa der HUB 30. Januar bis 1. Februar 1995 Wahllokale

(Änderungen sind den aktuellen Aushängen zu entnehmen bzw. beim studentischen Wahlvorstand zu erfragen)

Juristische Fakultät: HG 3011a

Landwirtschaftlich-gärtnerische Fakultät:
Theatersaal (Invalidenstr. 42)

Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät I:

Biologie & Physik: vor der Bauermensa (Invalidenstr. 42)

Chemie: Fachschaftsraum (Hessische Str. 1-2, R. 17a)

Pharmazie: Fachschaftsraum (Goethestr. 54)

Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät II:

Elektrotechnik: vor der Bauermensa (Invalidenstr. 42)

Geographie: Fachschaftsraum (Lindenstr. 54a, R. 18)

Informatik: Fachschaftsraum (Lindenstr. 54a, R. 18)

Mathematik: Fachschaftsraum (Burgstr. 26, R. 214a)

Psychologie: Foyer, Oranienburger Str. 18

Medizinische Fakultät

Fachschaftsraum (im Institut für Neurologie)

Philosophische Fakultät I:

Philosophie & Geschichte: Hauptgebäude/Hegelplatz

Europäische Ethnologie:

Schnitt- und Videoraum (Friedensstr. 3)

Philosophische Fakultät II:

Slawistik, Romanistik & Klass. Philologien:

Hauptgebäude 3091

Germanistik & Nordeuropa-Institut

Fachschaftsraum der Germanistik

(Glinkastr. 18-24)

Anglistik/Amerikanistik & Afrika-/Asieninstitut:

Erdgeschoß in der Kommode

(gegenüber Copy-Shop)

Philosophische Fakultät III:

Musikwissenschaft & Kunstgeschichte:

Hauptgebäude 3068

Kultur- & Theaterwissenschaften

Fachschaftsraum (Sophienstr. 22A)

Sozialwissenschaften: Fachschaftsraum (Clara-Zetkin-Str. 26)

Philosophische Fakultät IV:

Rehabilitationswissenschaften:

Fachschaftsraum E o.3 (Albrechtstr. 22)

Sportwissenschaft: Konrad-Wolf-Str. 45, R. 511

Erziehungswissenschaften: Fachschaftsraum KOM E 1

Theologische Fakultät: Raum T 2.6 (Burgstr. 25)

Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät:

Raum W 125 (Spandauer Str. 1)

Aktuelle Meldung:

**Euer SRS Studenten Reise Service ist jetzt
noch näher bei Euch:
In der Clara-Zetkin-Str.30, im Parkhaus des IHZ**

WELTWEIT IN DIE LUFT GEHEN...

**Unsere Spezialstrecke -
Flugtickets weltweit!**

Linienflüge aller namhaften Airlines:

- für Jugendliche, Studenten und
Lehrer

- für „Jedermann“ Sprachreisen nach
England, Malta, Kanada

Gruppenreisen nach Ihren Wünschen

Individualreisen nach Israel, Irland,

Preiswerte Unterkünfte in London

Internationale Studentenausweise,

Jugendherbergsausweise

Öffnungszeiten: MO-FR 10-18 Uhr

**STUDENTEN/INNEN
SCHÜLER/INNEN
JEDERMAN/FRAU-
LAST MINUTE-, CHARTER-
UND LINIENFLÜGE**



**STUDENTEN
REISESERVICE**

MARIENSTR. 25
10117 Berlin-Mitte
und neu:
Clara-Zetkin-Str. 30
10117 Berlin-Mitte

Tel. 283 30 93

„Unser Anfang war sehr schwierig“

Ein Gespräch mit Prof. Hartmut Böhme

UnAUFGEFORDERT: Am Anfang meine Frage: Warum sind sie vor zwei Jahren an die Humboldt-Universität gekommen?

Warum haben sie sich um eine Stelle an der Humboldt-Universität beworben? Was waren ihre Vorstellungen? Was war ihre Motivation?

Prof. Böhme: Es gibt eine Reihe von Gründen. Der naheliegendste ist, und das gilt wahrscheinlich für die meisten Kolleginnen und Kollegen, daß wir ein Interesse daran hatten, an einer Ost-Universität, an dem Problem der Ost-West-Integration zu arbeiten. Zweitens wollten wir nicht nur weitermachen, wie wir es von den Westuniversitäten kannten; d.h. wir waren und sind interessiert daran, an der Entwicklung eines veränderten Typs von Universität mitzuwirken. Da sich im Westen gezeigt hat, daß die Universitäten von innen her in ihrer alten Verfassung kaum zu verändern sind, haben die Universitäten der neuen Bundesländer vielleicht eine besondere Chance, Modelle der Hochschuleerneuerung zu entwickeln und zu erproben. Drittens gibt es persönliche Motive: Für mich bedeutete die Berufung an die Humboldt-Universität auch einen Wechsel von der Germanistik zur Kulturwissenschaft –: ich arbeite jetzt in einem Kreis von außerordentlich interessanten Fächern von der Archäologie über die Kunstgeschichte zur Theaterwissenschaft, Ästhetik, Musikwissenschaft und Kulturwissenschaft. Eine solche Konfiguration von Disziplinen in einer Facheinheit gibt es in Deutschland nicht noch einmal! Und schließlich gab es in unserem Falle auch etwas besonderes: wir haben uns schon in der Phase der Berufungsverhandlungen mehr oder weniger als ein Team

Wir wollten nicht nur weitermachen, wie wir es von den Westuniversitäten kannten

verstanden, Wissenschaftler, die miteinander etwas wollten. Die wissenschaftliche und intellektuelle Nähe, die wir zueinander haben, war auch der Grund, warum wir teilweise sogar die Berufungsverhandlungen kollektiv geführt haben. Wir wollten von vornherein so etwas wie einen

Zusammenhang markieren. Und so haben wir unsere Zusagen auch davon abhängig gemacht, ob die Kolleginnen und Kollegen auch kommen würden. Und das ist in einem fast vollständigen Maße gelungen. Wir haben ein Klima von Neugier, Freundschaftlichkeit und gegenseitiger Achtung bei großen sachlichen Unterschieden. Und wissenschaftlich gesehen haben wir insgesamt ein Kollegium, das sich im nationalen und internationalen Vergleich, so hoffe ich, sehen lassen kann: was die wissenschaftliche Produktivität, aber auch was den Reformwillen angeht. Insofern war auch das Motiv ausschlaggebend, in ein Kollegium hineinzukommen, das innovationsfreudig ist, das auf Interdisziplinarität setzt, das interessiert ist an Kooperationen mit anderen Berliner wissenschaftlichen Einrichtungen an der FU und TU, an den Musik- und Kunsthochschulen, aber auch mit den Max-Planck-Forschungs-

schwerpunkten usw.

Nun, Sie haben zugesagt und sind vor gut einem Jahr an die Humboldt-Universität gekommen. Gab es am Anfang ein Klima in dem man sich aufgefordert fühlen konnte für die

Prozesse des Aufbaus bzw. einer Reform der Universität zu arbeiten?

Ich glaube, daß seit unserem Start im Oktober 1993 sich doch eine Menge verändert hat. Unser Anfang war sehr schwierig. Wir sind als Fremdkörper, wenn nicht gar als Kolonisatoren wahrgenommen worden; als unwillkommene Personen, die eine dem Scheine nach etablierte Humboldt-Universität in ihrem Ablauf eher belastet. So etwas wie ein intellektuelles Willkommen und eine Aufbruchsstimmung bestand nicht. Das ist z.T. auch verständlich. Denn die Struktur der Abwicklung und der Übernahme der Universitäten in den neuen Bundesländern hatte im Zeichen der Angleichung der Ostuniversitäten an die Westnormalität gestanden. Nicht Reform sondern Anpassung war angesagt, eine West-Ost-Einbahnstraße. Und so war auch nicht zu erwarten, daß die Kollegen aus dem Osten uns als Personen wahrgenommen haben, die nicht ein Terrain besetzen wollten, sondern ihre mitgebrachten Vorstellungen zur Kritik und zur Reform anbieten. Dabei übersah man, oft nostalgisch, die strukturellen Mängel des alten Systems. Man wird kaum behaupten können, wir seien als die Besserwisser aufgetreten. Doch hatten wir den festen Willen inhaltlicher und struktureller Reform, stießen aber

auf eine Universität, die seltsam gebannt war von der Macht der alten Probleme, so daß ein Blick nach vorne selten war. Das hat für den Anfang die Arbeit und das Hineinfinden

Ein intellektuelles Willkommen und eine Aufbruchsstimmung bestand nicht

in eine neue Universität ziemlich schwierig gemacht. Aber das hat sich geändert. Die strukturellen, politischen und kulturellen Blockierungen, das Mißtrauen, das Abwarten, die Vorsichtigkeit oder auch die Ablehnung – dies gibt es alles

noch, doch sie sind langsam in Abnahme begriffen. Hier und da bildet sich eine Art tastendes Vertrauen. Wofür

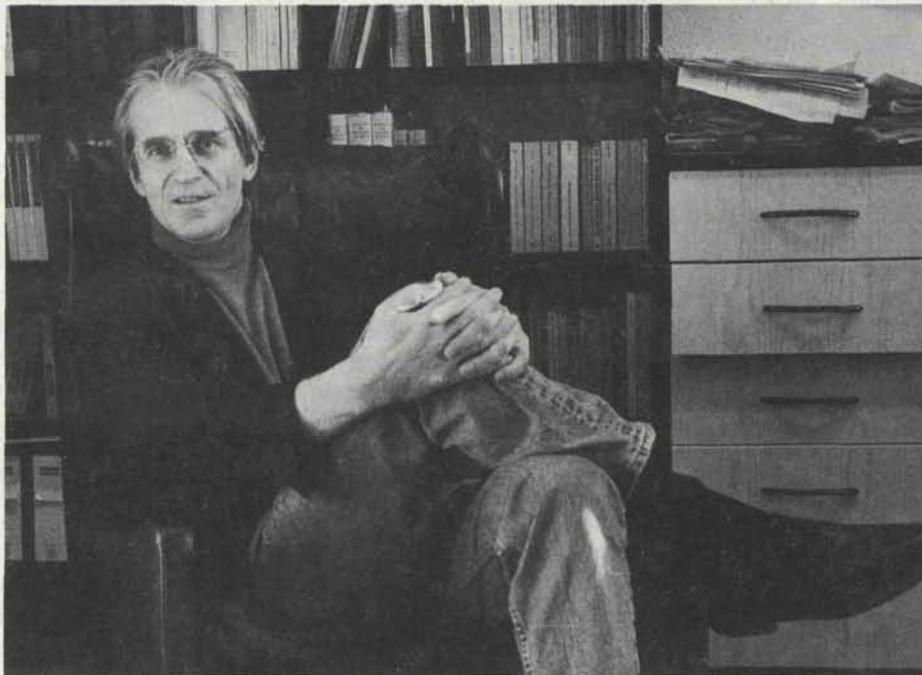
auch einige Erfolge sprechen, die in diesem Jahr erzielt worden sind, sowohl was die Reform der Studiengänge angeht, Verfahren der Lehrauftragsvergabe, der Lehrplanaufstellung, der Prüfungsreform oder auch sogar die Fakultätsreform, die außerordentlich schwierig war und doch im Ganzen uns gelungen ist, so daß man vielleicht sagen kann, daß wir eine halbwegs tragfähige Grundlage für eine hoffentlich fruchtbare inhaltliche Arbeit geschaffen haben.

Nun haben Sie davon gesprochen, was aus Ihren Vorstellungen geworden

ist. Gab es da nicht konkrete Erfolge? Ich denke da vor allem an den Umzug der Kulturwissenschaften in die Sophienstraße...

Ja das ist einer der wirklich schönen Erfolge. Die Institute der Theaterwissenschaft, der Kulturwissenschaft, der Ästhetik und das Zentrums für interdisziplinäre Frauenforschung haben jetzt ein Domizil, das auf allen Ebenen, beinahe vollständig, eine ausgesprochen zukunftsträchtige Ausstattung hat. Wir sind vom wissenschaftlichen Setting her fast autark. Von der Bibliothek (der es freilich dramatisch an Büchern fehlt) über die EDV-Einrichtung hin zur Ausstattung mit Medien und Studiobühne, von den Möglichkeiten, dort Lehrveranstaltungen durchzuführen, bis zu der Aussicht, daß Studierende hier auch kulturell-kreative Projekte organisieren können, oder auch unsere Chancen für ein Forschen und Lehren im Team – das ist fast unglaublich. Vielleicht gelingt es, ein produktives kulturelles Klima zu schaffen. Und man kann nur hoffen,

daß unsere Plazierung in der alten Spandauer Vorstadt auf die Dauer gelingt; willkommen ist die Uni hier nicht. So



Hartmut Böhme: geb. 1944, Studium der Germanistik, Philosophie, Ev. Theologie und Pädagogik. 1977 Prof. für Neuere deutsche Literatur an der Universität Hamburg. 1990 -92 fellow am Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen, Kulturwissenschaftliches Institut Essen; seit 1.10.1993 Professor für Kulturtheorie mit dem Schwerpunkt Mentalitätsgeschichte an der Phil.Fak. III der HU. Forschungsschwerpunkte: Kulturgeschichte der Natur; historische Anthropologie; Interferenzen zwischen Wissenschaft, Philosophie und den Künsten.

muß man mit einiger Skepsis beurteilen, ob wir in dieses Viertel – über kulturelle oder künstlerische Projekte – hineinwirken und so Vorbehalte abbauen können. Gewiß wünschen wir uns, mit unseren Instituten nicht nur in der Universität, sondern auch im Viertel verankert zu sein. Doch wird dies angesichts der enormen sozialen Probleme, die der Kiez schon hat und die in den nächsten Jahren sich extrem zuspitzen werden, schwerfallen.

Dies ist aber nur die eine Seite. Die andere ist, daß wir mit vielen Vorhaben und Ideen überhaupt nicht vorangekommen sind. Da ist die vor einem Jahr hochgehandelte Idee der Gründung eines "Europäischen Zentrums für Ikonographie" (EZI); die Idee, hier ein

Graduiertenkolleg einzurichten oder auch interdisziplinäre Forschungsprojekte zu etablieren. Hier sind wir

aufgrund der extremen Belastung durch Verwaltungsaufgaben eingebrochen. Das war nicht gerade niederschmetternd, aber doch zurückwerfend und ernüchternd im Hinblick auf die hochfliegenden Pläne, die man am Anfang hatte. Alles geht doch sehr viel langsamer, und man braucht viel Geduld für Kleinarbeit und kommt nicht sofort mit der Konstruktion attraktiver Großprojekte voran. Manche glauben, daß dies erst der Generation nach uns gelingen wird.

Was die allgemeine Entwicklung der Universität angeht, gibt es dort, aus ihrer Sicht, Vorstellungen

oder Konzeptionen für eine Perspektive, die die gesamte Universität umfassen?

Mein Eindruck ist: die Humboldt-Universität hat kein Konzept für eine inhaltlich-wissenschaftliche Zielorientierung. Die Frage ist, ob sie es haben kann oder ob das nicht von der Basis her entwickelt werden muß. Freilich gibt es auch

auf der Ebene der Verwaltungs- und Strukturreform keine konzeptuellen Vorstellungen. Das beste Beispiel dafür ist die Einführung der Fakultäten. Die Fakultäten wurden beschlossen, wenn nicht oktroyiert,

ohne daß irgendjemand, weder im Senatsamt noch in der Universität, sich weitergehende Gedanken gemacht hatte, was diese Strukturreform bedeutet,

**Die Humboldt -
Universität hat kein
Konzept für eine
inhaltlich-
wissenschaftliche
Zielorientierung**

welche Konsequenzen sie hat und wie sie umzusetzen ist. Wir haben diese Fakultäten vor einem Jahr aufgedrückt bekommen. Und müssen uns noch heute Tag für Tag damit abquälen, was sie denn bedeuten und wie mit ihnen umzugehen ist. In den Köpfen der Betroffenen sind diese Fakultäten bis heute nicht angekommen. – Was

**Es war eine Art Refrain:
"Wir wollen eine
exzellente Universität!"**

inhaltliche Schwerpunktsetzungen angeht, denke ich, kann man vielleicht Anregungen und Anreize seitens der Universitätsspitze geben, Ermunterungen und Motivationen schaffen. Aber die inhaltlichen Perspektiven müssen die WissenschaftlerInnen selber entwickeln. Freilich müssen sie auch Kapazitäten arbeitsökonomischer Art haben. Und da hapert es, weil wir uns im Kleinkrieg, im Gestrüpp des Täglichen so verheddert haben, daß das visionäre Moment sehr darunter gelitten hat. Dieses visionäre Moment hatten der Senator wie auch die Universitätsspitze immer wieder eingefordert – es war eine Art Refrain: "Wir wollen eine exzellente Universität!" Ja gut. Aber es heißt, dafür Perspektiven zu entwickeln, Forschungs- und Lehrperspektiven, das ist weitgehend undefiniert geblieben. Und hier wäre es wichtig, wenn wir durch die Schaffung einer effektiven und den Wissenschaftsprozessen dienenden Verwaltung überhaupt erst wieder die Möglichkeit ins Auge fassen können, uns dem zuzuwenden, was unsere eigentliche Aufgabe ist. Diese Aufgabe ist: In einer sehr komplizierten sozialen und ökologischen Umwelt, die zunehmend von Konflikten und Krisen geschüttelt ist, uns mit historischen Voraussetzungen dieser Krisen und ihrer möglichen Lösbarkeit zu beschäftigen. Hier sind wir gegenwärtig mit unseren Kräften gebunden. Darunter leiden, wie ich weiß, sehr viele von meinen Kolleginnen und Kollegen.

Da die Kulturwissenschaft ein Fach ist, das es in dieser inhaltlichen Bestimmung wie an der Humboldt-Universität nicht noch einmal in Deutschland gibt, möchte ich fragen, inwieweit könnte dieses Fach, in seiner interdisziplinären Ausrichtung, auch zur wissenschaftlichen Auszeichnung unserer Universität

beitragen?

Ich denke, daß von einer Wissenschaft, die ihr eigenes Paradigma noch gar nicht gefunden hat – und wo sie es glaubt gefunden zu haben, sie sich meistens nur in Illusionen oder überholten Dogmatiken bewegt –, ich denke, daß also von einer solchen Wissenschaft nicht gerade Vorbilder für

andere Wissenschaftsentwicklungen ausgehen können. Das wäre vermessen. Der erste Schritt müßte sein, daß die Kulturwissenschaftler in den nächsten Jahren sich um das, was Kulturwissenschaft in Zukunft heißen sollte, sowohl theoretisch wie auch empirisch kümmern müssen. Theoretisch: damit meine ich, es muß eine angestregte Theoriearbeit geben zum Begriff und zu Verfahren, um Strategien für inhaltliche Schwerpunktsetzungen und historische Perspektiven dieser Wissenschaft zu entwickeln. Empirisch: damit meine ich, daß wir eine Positionsbestimmung der kulturwissenschaftlichen Ansätze in Deutschland brauchen. Eine Art empirischen Überblick, der auch vergleichend verfährt, indem er etwa die Ansätze der cultural studies/anthropology im anglo-amerikanischen Bereich wie auch die kulturwissenschaftlichen und historischen Studien in Frankreich rezipiert

und mit den deutschen Theorie-traditionen verbindet. Damit sage ich auch, daß die Kulturwissenschaft nicht, wie das oft und gerade von den traditionellen Geisteswissenschaften erwartet wird, deren schwindenden Legitimationsgrund ersetzen kann. 'Kulturwissenschaft' ist teilweise zum Zauberwort zur supplementären Legitimationsbeschaffung verkommen, aber es ist ein weitgehend leerer Begriff. Und der muß gefüllt werden. Wir können nicht dadurch, daß wir 'Kulturwissenschaft' vor irgendein altes Gebäude setzen, für eine Art Aufhübschung der um ihre Existenzberechtigung ringenden, alten Disziplinen sorgen. Andererseits kann man beobachten, daß den traditionellen Disziplinen – hier

schließe ich auch die Soziologie ein – unter dem Druck ihrer Empirisierung und Verwissenschaftlichung das diesen Wissenschaften historisch zukommende Reflexionspotential verlorenzugehen droht. Hier könnten die Kulturwissenschaften eine Art Reflexionsvermittlung zwischen den Wissenschaften sein: ein Zusammenführen ihrer heterogenen, nicht nur ausdifferenzierten, sondern heillos fragmentierten Momente. Angesichts der ökologischen, sozialen und kulturellen Probleme muß es einen Denkraum geben, in welchem die historisch und gegenwärtig brisanten Probleme, die in den zerklüfteten Feldern der Humanwissenschaften und aus den Maschen der disziplinären Aufteilungen herausgefallen sind, thematisch werden. Solche brisanten Problemzonen zu bestimmen und Teams zu organisieren, die Forschungsstrategien entwickeln, wie mit diesen Problemen umzugehen ist, wäre nur zu wünschenswert. Also über eine empirische Evaluierung und theoretische Begriffsbestimmung hinaus müssen Forschungsfelder identifiziert werden, in denen interdisziplinäre Arbeit ihren Sinn finden kann. Dafür benötigen wir gewiß auch organisatorische Rahmen, sei es durch Graduiertenkollegs oder Drittmittelprojekte oder durch Zusammenarbeit mit Forschungszentren, wie sie teilweise in Berlin schon existieren. Ich denke an den Forschungsschwerpunkt Literaturwissenschaft an der Prenzlaue

Promenade oder an das Zentrum für historische Anthropologie an der FU oder an das Zentrum für jüdische Studien in Potsdam, den Arbeitskreis für

Semiotik an der TU usw. Das sind alles Ansätze auch außerhalb dieser Universität, mit denen zu kooperieren vielleicht so etwas wie Zukunftsperspektiven enthält, weil hier von vornherein interdisziplinäre Zusammenhänge in den Methoden wie aber auch in den Forschungsschwerpunkten bestehen. Und das zu fördern, das ist eine unserer wesentlichen Aufgaben.

Ich danke Ihnen für das Gespräch.

Das Gespräch führte ulli.

'Kulturwissenschaft' ist ein weitgehend leerer Begriff.

Njuhs

Hochschulpolitik

AStA der TU verfassungsfreundlich

Im August und September vergangenen Jahres wurden die Räume der TU-Kasse (Haushaltsabteilung) durch den Staatsschutz Berlin durchsucht und Unterlagen des AStA der TU, der dort seine Haushaltsbücher aufbewahrt, entfernt. Dieser wurde über diese Aktion weder durch die Universitäts- noch durch die Staatsseite informiert, erst kurz vor Weihnachten wurde die Aktion dem AStA bekannt.

Hintergrund sind vermutete Verbindungen des AStA der TU zum „linksextremistischen Widerstand in der Szene“. Nach Aussagen von Christine Schindke, die im Februar 1994 gemeinsam mit anderen als verdeckte Ermittlerin einer Berliner Sondereinheit der Polizei enttarnt wurde, soll sich der AStA der TU über seinen ehemaligen Sozialreferenten, der die Finanzierung von Flugblättern ermöglicht habe, an der traditionellen „revolutionären 1. Mai-Demonstration“ beteiligt haben. Damit und über personelle Verbindungen zwischen „Angehörigen der linken autonomen Szene und Angehörigen des AStA der TU“ habe derselbe seinen hochschulpolitischen Gesetzauftrag übertreten. Ob die Durchsuchungen, die am 19.08. und 13.09.1994 per Durchsuchungsbefehl erwirkt wurden, die Verdachtsmomente verstärken konnten ist nicht bekannt. Näheres dazu war von den zuständigen Stellen nicht zu erfahren. Der AStA der TU weiß bis heute nicht, welche Unterlagen beschlagnahmt wurden und wann er diese zurückerhält.

Merkwürdig ist ebenfalls das Verhalten der TU-Präsidialabteilung in dem Fall. Sie hat weder den TU-AStA über die Durchsuchungsaktion informiert, noch hat sie sich gegen den offensichtlichen Eingriff in die Hochschulautonomie gewehrt. Auf die Anfrage von UnAUF, ob die Durchsuchungen überhaupt stattgefunden haben, war von der Pressestelle über den Kanzler der TU bis hin zum zuständigen Abteilungsleiter niemand

bereit, dies zu bestätigen.

Um ein Gespräch mit dem Präsidenten der TU, Prof. Dieter Schumann, besetzte der AStA der TU am 09.01. kurzzeitig die Büros der Präsidialabteilung. In einem darauffolgenden Gespräch erklärte der Präsident, er kenne

den Fall, sehe aber keinen Handlungsbedarf.

Der AStA der TU fordert nunmehr die sofortige Rückgabe aller beschlagnahmten Akten und die Einschaltung des Berliner Abgeordnetenhauses.

Neuer erster Vizepräsident: Detlef Krauß

Na endlich, es ist vollbracht. Der erste Vizepräsident der HU ist endlich im zweiten Anlauf gewählt worden. Nach dem kläglichen Wahlversagen des Hans Bertram als einzigen, aber dennoch ungewählten Kandidaten der Vizepräsidentenwahl am 30. Juni '94 (siehe Unauf Nr. 58/59) ist jetzt für zwei Jahre erstmal Ruhe.

Hans Bertram, der sich tapfer erneut der Wahl am 16. 12. stellte, unterlag seinem Gegenkandidaten Detlef Krauß mit 20 gegen 40 Stimmen. Und somit ist Detlef Krauß, der Dekan der Juristischen Fakultät, neuer erster Vizepräsident der HU. Nachdem Blümchen an Krauß, Bertram und den Amtsvorgänger

Bank überreicht worden waren, lud der neue zweite Mann der HU zum Wein in die Professoren Mensa ein.

Lebenslauf:

1934 in Kiel geboren

1952 Abitur in Wilhelmshafen

1952-56 Studium der Rechtswissenschaften in Freiburg, Hamburg, Göttingen

1956 1. juristische Staatsprüfung

1961 2. juristische Staatsprüfung

1961 Promotion zum Dr. jur. in Göttingen

1969 Habilitation in München, Venia legendi für Strafrecht, Strafprozessrecht, Kriminologie, Methodenlehre

1970-79 Prof. für Strafrecht, Direktor des Instituts für Rechts- und Sozialphilosophie, Universität des Saarlandes

1977-79 Dekan der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät

1979-92 Prof. für Strafrecht an der Uni Basel

1982/83 Dekan der juristischen Fakultät

1992 Prof. an der HU

1993/94 Dekan der juristischen Fakultät

1994 Erster Vizepräsident der HU

Sylvia Wassermann



Anzeige

CAMP & TRAMP

Trekking



Bekleidung
Reisezubehör



Camping

1261 Berlin - Friedenau . Schmiljanstraße 19/20
Telefon 851 5160
zwischen Kaisereiche und
U - Bahnhof Friedrich - Wilhelm Platz

Der Ausrüstungsladen für Expedition und Trekking

Ein Vorbild - ein Ausweg

Trier: Beispiel einer behindertengerechten Universität

In unserer Dezemberausgabe berichteten wir in „Von Rampen und Hürden“ von der momentanen Situation der behinderten Studenten an der HUB. Wie behindertengerecht eine Universität organisiert sein kann, zeigt die Behindertenbetreuung durch Zivildienstleistende an der Universität Trier.

Trier, bekannt als die älteste Stadt Deutschlands, ist an der Mosel gelegen und gilt als gemütliche Wein- und Römerstadt als Anziehungspunkt für viele Studenten. Seit 1970 existiert hier die neu erbaute Univer-



Uni Trier

sität (1798 im napoleonischen Krieg aufgelöst) auf dem Hügel von Tarforst, die aufgrund ihres jungen Alters eine, schon in den Bauplänen vorgelegte, behindertengerechte Ausstattung nachweisen kann. Nicht nur das Unigelände und die Gebäude, sondern auch speziell behindertengerechte Wohnheimplätze bieten für schwerstbehinderte Studenten optimale Voraussetzungen in Trier ein Studium aufzunehmen. Neben den äußeren, gebäude-technischen Vorteilen gibt es seit dem WS 1988/89 eine Einrichtung, die den behinderten Studenten eine unkomplizierte, intensive personelle Betreuung ermöglicht. Im Bereich Individuelle Schwerstbehindertenbetreuung (ISB) arbeiten vier Zivildienstleistende (ZDL) als Angestellte des Studentenwerks Trier, die mit ihrer Arbeit derzeit 11 Schwerstbehinderte unterstützen und ihnen somit eigentlich erst das Studium ermöglichen. Damit die Zivis jederzeit für die Studenten erreichbar sind, sind sie, ebenso wie die Studenten, in Wohnheimen auf dem Campusgelände untergebracht. So können die behinderten Studenten von den Zivis auf den Wegen zu den Veranstaltungen, in die Bibliothek oder in die Mensa begleitet werden (während der Woche wird stets gemeinsam zu

Mittag gegessen), um die ihnen häufig gesetzten Barrieren im Alltag zu umgehen. Doch nicht nur in und um die Alma mater herum erhalten sie Unterstützung, sondern werden über dies auch bei Behörden-gängen, Einkäufen oder Fahrten in die Stadt begleitet. Begleitungen ins Kino, in die Kneipe oder gar in den Urlaub ergeben sich oft ungezwungen nebenher. Über diese Arbeiten hinaus kommt die körperliche Pflege, sowie Hilfeleistung bei Hebevor-gängen hinzu.

Um diese Aufgaben bewältigen zu können, absolvieren die Zivildienstleistenden einen vierwöchigen Einführungslehrgang, der ihnen Einblick in die Rechte und Pflichten eines ZDL gewährt, ihnen Hebe- und Tragetechniken lehrt und Selbsterfahrungsexkurse vermittelt, indem die ZDL für einige Zeit versuchen, sich in die Rolle eines Blinden oder eines Rollstuhlfahrers zu versetzen.

Da diese Arbeit an der Universität unter Schwerstbehindertenbetreuung fällt, erhalten die Zivildienstleistenden etwa 50 DM mehr monatlich als andere Zivis. Sie können sieben Tage mehr Urlaub in Anspruch nehmen und erhalten drei Tage Sonderurlaub vor der Entlassung. Wie für jeden anderen Zivi auch, besteht für den ISB-Zivi die Möglichkeit, die sogenannten Werkwochen (beim Bund Rüstungswoche genannt) wahrzunehmen, so können zum Beispiel einwöchige Klostererfahrungen gesammelt werden. Zusätzlich können sie in ihrer 15 monatigen Dienstzeit an staatsbürgerlichen Seminaren teilnehmen, die Themen wie Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft oder den Bosnienkonflikt zur Dis-

kussion stellen.

Da die meisten der Zivis direkt von der Schulbank kommen, bietet die Arbeit an der Universität für viele die Möglichkeit, in die diversen Fachbereiche reinschnuppern, zumal die behinderten Studenten aus verschiedenen Fachrichtungen kommen, wie Psychologie, Jura oder Latein.

Die Zivis versuchen das Studium und den Alltag der 11 Studenten unterstützend zu organisieren, was ausgeklügelter Koordination bedarf. Um den Behinderten eine zentrale Anlaufstelle zu bieten, wurde ein Büroraum eingerichtet, ausgestattet mit diversen, hochmodernen technischen Geräten. So gibt es dort neben einem Telefon beispielsweise zwei Computer mit Drucker, ein Reading Edge (Blindenlesegerät), einen Blindendrucker, eine Braillezeile, sowie einen Scanner. Träger dieser Geräte ist die Universität Trier, die den behinderten Studenten dadurch optimales, schnelles, korrektes Arbeiten ermöglicht. Auch bei Klausuren können die behinderten Studenten auf Computerhilfe zurückgreifen. Oftmals springen in diesen Fällen aber auch die Zivis ein, lesen aus Textauszügen vor oder lassen sich eine Arbeit diktieren, je nach Anfrage und Art der Behinderung (die Art der Behinderung bei den zu betreuenden Studenten ist unterschiedlich und bedarf einer individuellen Betreuung).



Die Kooperation scheint demnach gelungen. Doch nicht nur die Zusammenarbeit zwischen Zivildienstleistenden und den behinderten Studenten läuft sehr gut, sondern auch das Verhältnis zu den Vorgesetzten der Zivis, den Beauftragten für den Zivildienst beim Studentenwerk, Herr Ei-

den und Frau Reitz, wird stets lobenswert erwähnt.

Eine äußerst vorbildhafte Realisierung einer behindertengerechten Universität also. Dieses nun bereits professionelle Projekt ist neben Trier auch in Köln und

Tübingen zu finden und kann an allen Orten großen Erfolg verzeichnen. Wer weiß wohin der Weg die HUB führt? Auf jeden Fall scheint es an Möglichkeiten nicht zu mangeln. Wäre schön, wenn sie sich die Optionen nicht nur offen hielte, sondern

sie möglichst bald auch in die Tat umsetzen würde.

Übrigens: Die Uni Trier sucht zum SS 1995 einen ZDL-Nachfolger. Anfragen bitte an das Studentenwerk Trier richten.

alex

„Das interessiert eigentlich keinen!“

Am Institut für Geschichtswissenschaften wird seit drei Jahren vergeblich versucht, einen Professor für Fachdidaktik zu berufen. Nachdem der vierte Bewerber wieder abgesagt hat, ist nun die Lehrerausbildung im Sommersemester nicht mehr gesichert.

Daß eine Lobby auch an einer Universität von Bedeutung sein kann, kriegen meist die zu spüren, die keine haben. Denn sie sind die ersten, die ihren Kopf hinhalten müssen, wenn es um Einsparungen oder Haushaltskürzungen geht. Oder aber sie werden vergessen. Wie die Lehrerstudenten am Institut für Geschichte.

Ca. 80 Studenten versuchen hier, in den verschiedensten Fächerkombinationen ein Studium mit dem Ziel Staatsexamen zu absolvieren, allein, die Hürden, die ihnen dabei in den Weg gestellt werden, scheinen immer unüberwindlicher zu werden. Denn als vor drei Jahren die Struktur- und Berufungskommission für den damaligen Fachbereich Geschichte die Sollstellenstruktur festlegte, kam die Fachdidaktik nur am Rande vor. Eine C-3 Professur mit einer Verwaltungskraft und einem wissenschaftlichen Assistenten wurde beschlossen, nach den Worten von Institutsdirektor Prof. Bogolte eigentlich eine außerordentlich gut ausgestattete Stelle. Aus der Sicht der Studenten ist sie aber für die Belange der Fachdidaktik völlig unterbemittelt. Denn die Fachpraktika, die die Studenten an Schulen machen müssen, müssen von den Lehrkräften vor Ort betreut werden - und dazu reichen ein Professor und ein wissenschaftlicher Assistent bei durchschnittlich 20 bis 30 Studenten pro Praktikum nicht aus. „Ein Professor wird eine Betreuung vor Ort in solchen Größenordnungen nicht machen können“, sagt Hubertus Vollmer, Lehramtsstudent. Da aber der Assistent maximal 12 Studenten betreuen kann, werden nie alle Studenten in der dafür vorgesehenen Zeit ein Praktikum machen können. Konsequenz

für die Studenten: nächtlanges Anstehen und Kampf um die wenigen Praktikumsplätze - für die Verlierer längere Studienzeiten. Das ist eigentlich mit keiner Studienordnung zu vereinbaren und mit dem Vertrauensschutz auch nicht, den Studenten in Hinblick auf die Sicherung ihres Studiums durch die Universität genießen. Dieser Zustand ist auch nicht durch eine Neuberufung zu klären, hier liegen bereits strukturelle Fehlplanungen vor, der Erneuerungsprozeß in bezug auf eine effektive Struktur hat hier versagt.

Damit nicht genug ist nun ab Sommersemester die Aufrechterhaltung des Lehrbetriebes grundsätzlich in Frage gestellt, denn eine Berufung auf die freie Stelle ist ersteinmal in weite Ferne gerückt. Der Haken liegt in der Besoldungsgruppe für die Stelle, die eins unter der üblichen „Lehrstuhlgruppe C-4“ liegt, und bei dem momentan sehr guten Stellenangebot für habilitierte Fachdidakten, von denen es für das Fach Geschichte zudem kaum welche gibt, hat diese Stelle noch weniger Chancen. Auf der Berufungsliste für die ausgeschriebene Professorenstelle sammelten sich zwar nach dem Auswahlverfahren 4 Personen an, von denen jedoch keine im entscheidenden Moment bereit war, die Stelle zu übernehmen. Alle haben inzwischen besser dotierte Stellen an anderen Universitäten in der Bundesrepublik bekommen. Die letzte angebaute Berufungsverhandlung krachte kurz vor Weihnachten zusammen, mit ihr die gesamte Liste. Nun muß die gesamte Bewerbung neu ausgeschrieben werden, eine Rufannahme kann also frühestens zum Wintersemester 1995/96 erfolgen.

Dem Institutsdirektor Prof. Bogolte und

seinem Vorgänger Prof. Nippel trifft keine Schuld an der Situation. Sie haben bis zuletzt versucht, einen geeigneten Kandidaten für diese Stelle zu finden, selbst auf dem Historikertag habe man sich nach Namen umgehört. Für das Sommersemester sieht Prof. Bogolte im Moment keine Lösung: „Wir werden versuchen, daß Lehrangebot aufrechtzuerhalten. Aber der Zustand ist so unbefriedigend, daß eine Änderung irgendwie geschafft werden muß. Ich weiß bloß nicht, wie.“

Aus der Universität können die Betroffenen Studenten wohl kaum Hilfe erwarten, denn das Interesse an den Lehrerstudenten hält sich in Grenzen, wie der Zustand an anderen Fakultäten zeigt. Vor zwei Jahren hatten die Biologen über dem Umweg NC bereits einmal versucht, ihre Lehrerausbildung ganz abzuschaffen und die Erziehungswissenschaften haben mit den anderen Fächern bei der Kooperation von Lehrangeboten große Schwierigkeiten.

Daß eine solche Nichtachtung bei der momentanen Finanzsituation sehr endgültige Ergebnisse haben kann, scheint noch nicht in das Bewußtsein der Universität gedrungen zu sein. Denn eine solche offene Stelle erregt natürlich die Aufmerksamkeit derer, die Sparen müssen. Prof. Bogolte: „Offene Stellen sind immer vakant. Und hier besteht natürlich die Gefahr, daß diese Stellen endgültig eingespart werden.“

Die Lehramtsstudenten des Instituts für Geschichte haben Anfang November der Präsidentin der HUB und dem Wissenschaftssenator des Berlins geschrieben mit der Bitte um Hilfe. Auf Antwort warten sie bis heute.

jot

Außer Spesen nix gewesen?

University Forum - Budapest 1994

Parallel zum diesjährigen KSZE-Gipfel in Budapest fand ein Treffen von 90 Universitäten aus 43 Ländern statt - das "University Forum". 400 Studierende und Professoren kamen zusammen, diejenigen Ziele zu erreichen, die die federführende Organisation namens "Helsinki España" ihnen (vor allem aber sich selbst) gesetzt hatten. Diese spanische Nicht-Regierungs-Organisation (NRO) ist Mitglied eines internationalen Verbundes, der den KSZE-Prozeß begleitet, und wurde von einer gewissen Prinzessin Monika zu Löwenstein (nomen est omen) im Zuge der Neuorientierung der KSZE 1990 gegründet.

Hehre Ziele

Mit den Zielen aber beginnt bereits das Problem des Projektes. In fein gedruckten Broschüren waren sie schwammig und unstrukturiert zu lesen: Da geht es um die Verteidigung der menschlichen Dimension (was immer das konkret heißen soll) im KSZE-Kontext und um den direkten Beitrag für die Stabilität der neuen Demokratien in Mittel- und Osteuropa, den die Universitäten als pluralistische, apolitische Allianz leisten könnten. Weiter diene die Organisation der Aufrechterhaltung von Frieden in den neuen Demokratien, und sie habe den Weg gefunden, zum Wohle der Völker die Fortschritte von Wissenschaft und Technologie sowie derjenigen Geistesströmungen zu nutzen, die Vorreiter für großartige soziale Veränderungen sind. Dabei will sie nicht nutzlose Reden schwingen und leere Versprechungen machen, sondern spezifische Aktivitäten in die Tat umsetzen. Kurz: ein Konglomerat aus idealistischen Allgemeinplätzen, das sich eine 11. Klasse zur Weltverbesserung hätte ausdenken können - das aber auch Maßstab für eine Beurteilung der Arbeit der Organisation sein muß.

Die Praxis in Inhalt...

Eine der spezifischen Aktivitäten - nach Wissen des Autors allerdings auch die bisher einzige - ist das besagte "University Forum". In Arbeitsgruppen aufgeteilt sollten die TeilnehmerInnen zu spezifischen politischen Fragestellungen Stellungnahmen erarbeiten, die am Ende der KSZE zugeleitet werden und auf sie Einfluß nehmen sollten. Dementsprechend wurde in offiziellen, wohlformuliert-diplomatischen und folglich inhaltslosen Ansprachen immer wieder

auf die Bedeutung der "studentischen Arbeit" hingewiesen. Bedauerlicherweise war eine solche jedoch bereits im Ansatz nicht möglich. Die Arbeitsgruppen waren an drei Nachmittagen für jeweils zweieinhalb Stunden angesetzt. Dabei gab es weder eine inhaltliche noch eine personelle Kontinuität. 30 bis manchmal 70 Studierende aus aller Herren Länder sollten also in zweieinhalb Stunden mit ernsthaften, konsensgetragenen Aussagen über so hochkomplexe Themen wie "Internationale Zusammenarbeit, Verantwortungen, Übereinkünfte und Vermittlung" aufwarten, wo allein ein Sich-Verstehen zwischen 40 unterschiedlichen Englischakzenten ein Problem darstellte. Sind die Zielsetzungen für sich allein genommen bereits unrealistisch, so wurden sie vollends zur Groteske angesichts solcher Vorstellungen über die Art und Weise, wie man sie erreichen sollte.

...und Form

Retrospektiv verwundert es wenig, daß die inhaltliche Vorbereitung und Durchführung so miserabel waren, haben die Organisatoren doch ihre geballte Energie und viel, viel Sponsorengelder in die kulinarische und repräsentative Ausgestaltung ihres Projektes gesteckt; beinahe feudal ging es zu. Der Gipfel adligen "Savoir Vivres" war ein Empfang, den man sich in der Ungarischen Nationalgalerie gab und zu dem man sich nicht entblödet hatte, die gesammelten KSZE-Regierungschefs einzuladen, von denen natürlich keiner auftauchte. Und da stand sie dann, die zukünftige diplomatische Elite, alleingelassen zwischen Ungarns Schinken, einerseits den historischen an den Wänden, andererseits den verteilbaren auf großen silbernen Platten sich auftürmenden; man nippte

am kredenzierten Wein und flanierte an blutigen Schlachten vorbei zum nächsten Gesprächspartner, um sich gegenseitig zu versichern, "how nice and beautiful" doch alles sei. Der Eindruck drängte sich auf, für das Prestige der Organisation und der Prinzessin als Vorzeigestudi instrumentalisiert zu werden - trotz Wein und Buffet bzw. gerade deswegen.

Außer Spesen...

Fast zwingend stellt sich die Frage, ob die Humboldt-Uni an derartigen Veranstaltungen noch teilnehmen soll. Dabei ist zu bedenken, daß nur wenn die HUB weiterhin partizipiert, die Möglichkeit besteht, Kritik zu vermitteln. Diese wurde zudem von vielen TeilnehmerInnen geteilt und soll in einer gemeinsamen Erklärung an "Helsinki España" zum Ausdruck gebracht werden.

Letztlich gibt es auch - neben aller Kritik - Positives zu berichten. Die Woche in Budapest bot Gelegenheit, mit Menschen verschiedenster Herkunft in Kontakt zu kommen, sie kennenzulernen und über ihr Land, Dinge zu erfahren, die die hiesigen Medien nicht vermitteln können. Hierin liegt die eigentliche Aufgabe und Bedeutung solcher Treffen. Würde "Helsinki España" ihre Ansprüche aus dem siebten Himmel auf diesen kommunikativen Boden der Tatsachen reduzieren und ihr Geld für eine bessere inhaltliche Vorbereitung oder eine Verlängerung des Treffens ausgeben, es könnte ein gutes Projekt werden. Insbesondere bestünde durch eine verbesserte Vorbereitung und Durchführung (kontinuierliche, verlängerte Arbeitsgemeinschaften, Abstimmung und Vorbereitung der Themen durch die Universitäten) die Möglichkeit, eine Arbeit zu leisten, an deren Ende eine ernstzunehmende Resolution zu spezifischen politischen Problemen der KSZE stehen könnte und die eine wirkliche Umsetzung theoretischer Kenntnisse in die Praxis bedeuten würde.

Vor diesem Hintergrund sollte die Humboldt-Uni an einer Teilnahme am "University Forum" festhalten.

Oliver Beckmann

STUDIEN IN OXFORD

After Eight In Quality Street oder sind Oxford-Studenten anders als die anderen?

Neben den glutäugigen Liebfrauen des Thronfolgers Charles beherrscht derzeit nur eine Frage die britische Presse-landschaft: Ist Oxbridge noch das Aushängeschild der guten englischen Tradition oder gleichen sich die Eliteschulen den "gewöhnlichen" Universitäten des Inselreiches an?

Als Besucher der angeblich noch älteren und ehrwürdigeren Hälfte des Hohen Hauses bin ich natürlicherweise voreingenommen, doch kann ich nur versichern: Der Spleens sind noch genug vorhanden. God save the Queen.

Ausgelöst wurde die mittlere Identitätskrise durch eine Zeitungsumfrage, nach der der Durchschnittsoxfordian auch nicht mehr als 45 akademische Wochenstunden ableistet, öfter als "gelegentlich" dem Rotwein zuspricht und die ersten Erfahrungen in der Liebe vor neunzehn macht. Auch sei der allgemeine Hasch-Verbrauch beträchtlich zurückgegangen. Werden die OxfordstudentInnen normal?

Wie gesagt, der Durchschnittsgast merkt von den alarmierenden Veränderungen nichts. Höchstens, daß die Bemühungen größer werden, der "Veränderung an sich" entgegenzusteuern. In Oxford ist alles, wie es ist. Und das schon seit 1000 Jahren. Und so fühle ich mich heute dem average Oxfordian um nichts näher als vor einem Jahr. Auch ich bleibe, was ich bin, Spaziergänger im Wunderland.

An schönen Herbsttagen hebt sich der gelbe Sandstein zackig gegen Himmelblau, das schon im zweiten Stockwerk beginnt. "City of the dreaming spires", Stadt der träumenden Türme wurde Oxford schon im Mittelalter genannt. Jedes College hat seinen. Von dort wird spätnachmittags zum Evening Song gerufen. Ein Überbleibsel aus der Zeit, da

jedes College ein Kloster war, und sich die Studenten mit Mönchskutte und Degen um den rechten Glauben stritten. Einmal im Jahr kam der Papst nach Oxford, um den vom Duellblut befleck-



ten Boden neu zu weihen.

Ähnlich ist es heute noch. Oxford- das sind eigentlich 35 autonome Colleges, die in Alter und Gebräuchen sehr differenzieren, deren Studenten sich nur in der Überzeugung gleichen, daß ihr Wohnheim jeweils das beste ist.

Einmal im Jahr sieht man über Standesunterschiede hinweg, wenn es darum geht, die Rudermannschaft gegen Cambridge zusammenzustellen. Wie zwei alte zickiggewordene Schwestern befehlen sich die Unistädte. Aber fragen Sie mich nicht: Oxford ist besser. Doller jedenfalls.

Oxford hat seine eigene Zeitrechnung. Drei nach Heiligen benannte "terms" teilen sich in je acht Wochen (wo der Rest des Königreiches sich den Lehrstoff über 30, und der Kontinent ihn gar über 34 Wochen erstreckt, will O. in 24 noch mehr geschafft haben).

Wer aus der Stadt nicht raus will, kann Zeit und Ort vergessen, hier werden die Tage neu nummeriert. Das große Weihnachtskonzert z.B. findet statt am Mittwoch der 8. Woche, und zwar um exakt fünf Minuten nach. Vom Nullme-

ridian in Greenwich sind es fünf geographische Minuten bis nach Oxford, und damit fünf zeitliche in Verspätung auf jeder Oxford-er Armbanduhr.

Jeden Morgen werden die Kieselsteine von den Platten gefegt, selbst die Müll-eimer sind einheitlich in schwarzem Holz gehalten, mit goldenen Litter-lettern. Man hatte mir versprochen, es hätte auch Menschen mit grünen Haaren in Oxford; am dritten Tag schon fand ich den einen, den es gibt - als Quotenpunkt im "Social Committee für Sozialdemokraten und andere Extreme".

Die Mentalität ihrer Bewohner formt eine Stadt, oder umgekehrt. Hier finde ich alles konservativ im bestgekleidetsten Sinne. Wer hierherkommt, will wohl Wissenschaft, will immer Image, will das gewisse Extra. Er will nicht wissen, wo das Geld für ihn herkommt, oder warum nicht jeder so leben kann wie er. Es ist so, wie es ist. Er will und braucht sich keine Sorgen machen um das alltägliche Beipack eines Studentenlebens: Keine Bürokratie, keine Anonymität, keine Sperrstunde für die Bibliothek, kein Automatenkaffee. Und wenn ich "er" schreibe, so meine ich das. Zwar ist etwa ein Drittel der Studenten weiblich, aber nur 1%

der Professoren! Dreimal am Tag lädt die Speisehalle alle zum Essen, wahlweise im Anzug oder auf lateinisch. So richtig bewußt wurde mir mein neuer Studienort, als ein Raunen durch den Eßsaal ging: die Professoren zogen ein im schwarzen Talar. Die Studentenschaft erhob sich und schwieg, bis der Hammer fiel. Dann Mintsauce, Applepie - oh heiliges Engeland, und alles wie zu Eroberers Zeiten.

Wildere Initiationsriten sind überliefert. Mädchen in Oxford wurden mit einem Indianertanz mit heruntergelassenen Hosen noch bis 1960 begrüßt. So daß mein professoraler Handschlag mit "Doesn't matter you're a woman" noch recht zahm ausfiel.

Noch nie kam ich mir so normal vor wie hier, und so möchte ich die Briten beruhigen. Wenn sich Oxford und Cambridge dem Rest "angleichen", so heißt es lediglich, daß sich der Rest der Briten etwas verrücktes (!) bewahrt hat.

-lotte

Im nächsten Heft: Wie man Oxfordstudent wird, und warum man nicht trinkfest sein sollte.

"Wohnung / Zelt / Zimmer / Villa?"

Wohnungssuche durch Aushang

„Ich bin auf der Suche nach einer Wohnung...“ - wer ist das nicht? Nach einer inoffiziellen, unveröffentlichten und erlogenen Statistik befinden sich 53,7% der Studenten in Berlin auf dieser Suche. Die andere Hälfte wohnt bei den Eltern. Und die dritte Hälfte hat das Glück, noch nicht aus ihrer illegal untergemieteten Wohnung herausgeflogen zu sein. Wie eben jener Kommilitone, der uns durch Aushang mit dem Hinweis belästigt, daß er aufgrund der Gesetze der freien Marktwirtschaft seine Behausung aufgeben müsse. Womit wir beim Thema wären: man sieht ihn, man ignoriert ihn, frau auch - den

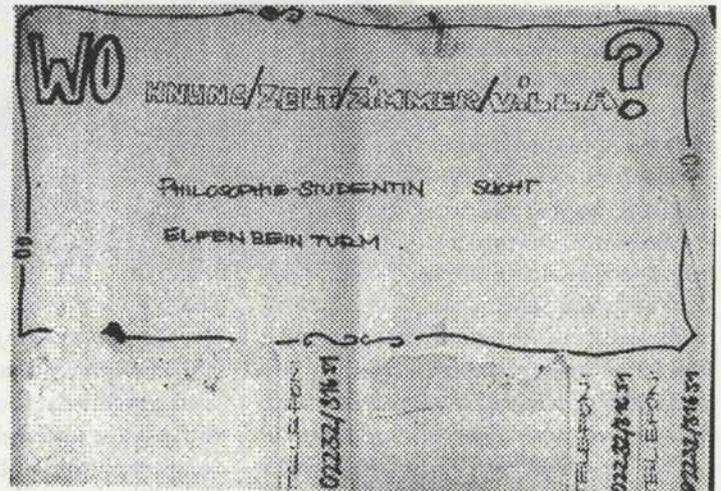
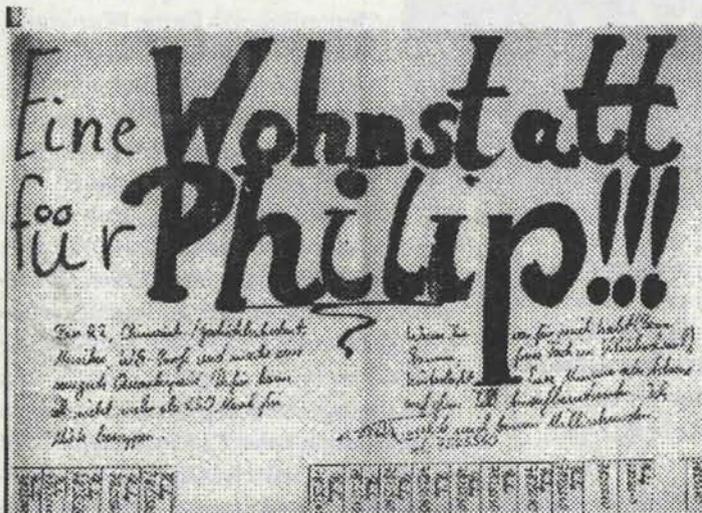
NR, Hobbykoch sucht WG. Als Variation ist auch der Verzicht auf das X und die Formulierung in der ersten Person anzutreffen: „Suche Wohnung“. das Adjektiv nett taucht auffallend häufig auf, um den Suchenden zu charakterisieren. Ungefähr so häufig, wie man auch im Alltag nichts besseres und unverfänglicheres über einen Fremden sagen kann.

Meist ist weiterhin eine Erweiterung um das in-bis-Schema anzutreffen: „In“ sind derzeit in Humboldts Hallen -wen wundert's- die Bezirke Mitte, Prenzlauer Berg, Friedrichshain, Kreuzberg,

Mark auszugeben bereit ist. Das ist ungewöhnlich, hebt sich ab vom angeschlagenen Einerlei und fesselt den Betrachter.

Dringend...

Mag dies auch noch Zufall gewesen sein, so mangelt es nicht an Versuchen, die Aufmerksamkeit der gelangweilt Lesenden bewußt anzusprechen. Höchst gebräuchlich, man könnte fast sagen gewöhnlich, ist der Hinweis auf die Wichtigkeit des eigenen Anliegens. „DRINGEND“ wird gesucht. „Drin-



Aushang. Wir müssen nicht lesen, was dort an den Wänden hängt, allein, wir lesen es trotzdem, aus Langeweile, zur Entspannung, in den Pausen oder in der Schlange vor der Mensa. Wir lesen es. Spricht es uns an? Ein Forschungsprojekt auf privater Initiative ohne jeden Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, durchgeführt in den ersten Januartagen dieses Jahres, brachte hier ebensowenig brisante wie neue Ergebnisse.

Das Übliche

Ins Auge fällt beim ersten Überblick eine gewisse Einheitlichkeit im Text: das X-Y-Schema. X sucht Y. Gaby sucht Zimmer. Peter sucht Wohnung. Ex-Ostfriese sucht Ziegeldach. Frank, 27, m,

Wedding, Pankow und Weißensee in unterschiedlichen Kombinationen, wobei eigentlich nur die sich durchsetzende Schreibweise „Prenzlauer Berg“ hervorzuheben ist. Da ohnehin jeder weiß, was gemeint ist, reichte einigen Aushangschreibern auch der Hinweis auf „Kreuzberg, Prenzlauer Berg oder so“ aus. „Bis“ in diesem Zusammenhang drückt den unerschütterlichen Optimismus der Studierendenschaft aus: Mehr als „400“ stand kaum irgendwo, dafür gerne mal „zwei Zimmer bis 350“. Von D-Mark ist die Rede. Konsterniert starrt man angesichts dieses Befundes auf den Aushang eines Kommilitonen, der doch tatsächlich eine Zweiraumwohnung in „Tiergarten, Schöneberg oder Wilmersdorf“ sucht und dafür bis zu neuhundert

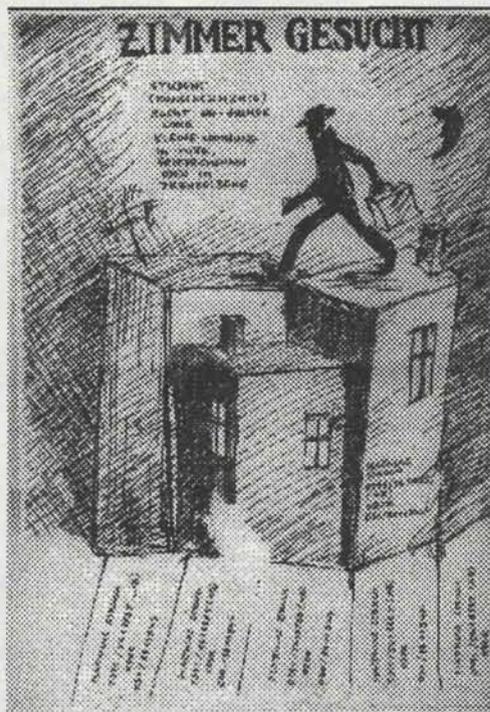
gendst“ sogar. „Sehr dringend“. „Ab sofort“. „Sofort“ her damit!!! „Nicht weitergehen“ fordert gar jemand, es „sei sehr dringend“. „Wäre nett, wenn sich jemand melden sollte. Ist nämlich dringend.“ Hinreichend deutlich wird, daß nur so aus Jux niemand eine Wohnung sucht. „Help!“ - Zu Hilfe! - bezeichnet den Tatbestand genauer.

Das Besondere

Indes - auch dies nur eine Stimme im Chor, deren leichte Dissonanz vielleicht erwünscht sein mag, jedoch nicht Klarheit und Prägnanz des Solos erreichen wird. Daher treten, die vielstimmige Einheitlichkeit hinter sich lassend, doch einige die Flucht in die Originalität an. Hier einzureihen schienen zunächst auch die wenigen, die ihr Gesuch mit maschineller Hilfe zu Papier brachten. Nur

neigen solche Mitteilungen oft genug dazu, für schlichte Werbung angesehen zu werden - und sei es für billige Nadel-drucker.

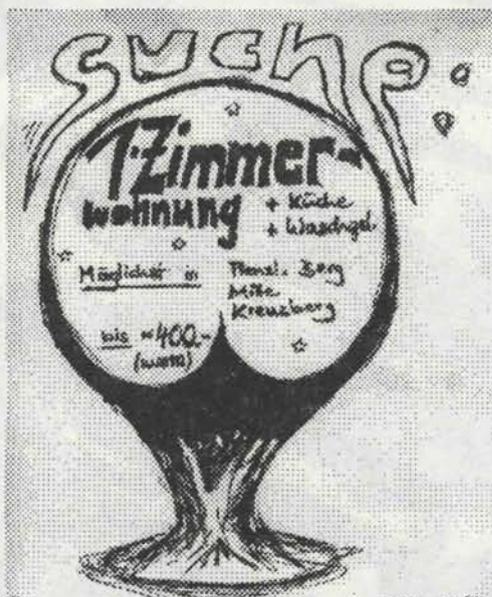
Das Streben nach Originalität kam in Wort und Bild zum tragen, in Text und Design. Der Text handelt dann gemein-hin von besonderen Eigenschaften des oder der Suchenden, seien sie nun er-freulich oder unerfreulich. Unerfreulich?



nämlich die ins Aufdringliche gehen-den Angebote, eine ersparte Maklerpro- vision einem freundschaftlicheren Ver- mittler zukommen zu lassen.

Das Design der Anzeigen reicht von einer gefälligen Anordnung ansonsten banaler Worte bis zu Zeichnungen, die durchaus gehobenen Ansprüchen ge- nügen können. Dem Einfallsreichtum sind hier keine Grenzen gesetzt, und so seien nur einige Beispiele im Faksimile dokumentiert.

Die Andere Seite



frageseite. Schon gestalterisch bleiben die „Biete“-Anzeigen weit hinter den Gesuchten zurück. Eher abwegig für die Masse der Wohnungssuchenden ist auch das Angebot „Zimmer in Wien“ zu ver-mieten, mit Kugelschreiber flüchtig ir- gendwohin gekritzelt. Verdacht auf unpraktikabele Lage sollte auch die (ver-führerisch gemeinte) Anpreisung einer „Wohnung in S-Bahn-Nähe“ wecken. Die S-Bahnen fahren bekanntlich bis Bernau oder Schönefeld. Die Masse der Angebote bezog sich auf kürzere Zeit- räume oder die schon angesprochenen Untermietverhältnisse. Liebevolle Vari- ante: „möbliertes Zimmer gleich in der Nähe vom S-Bahnhof

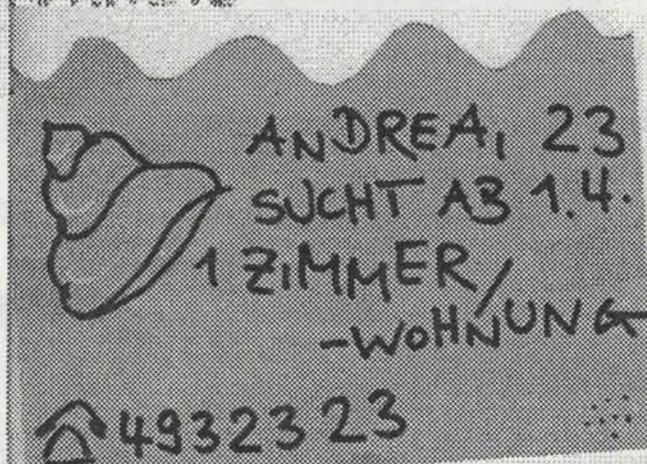
Prenzlauer Allee zu vermieten..“ in ordentlicher, an Sütterlin erin- nernder Schrift auf vergilbtem Pa- pier verfaßt - die Zeit wird wieder lebendig, als es noch „möblierte Herren“ gab. Wenig Hoffnung ins- gesamt also. Auch der Vorschlag „Verkaufe: Wohnwagen...“ dürfte nicht als adäquater Weg zur Be- wältigung des Problems aufzufas- sen sein. (In der Tat hegten wir schon Zweifel an der Relevanz dieser Anzeige für die Statistik.)

„Ich bin auf der Suche nach einer Wohnung...“, und Du wirst es auch bleiben, will man unwillentlich er- gänzen. Es sei denn, es fühlt sich doch jemand angesprochen und

- Es scheint von Vorteil zu sein, auf ein besonderes Schicksal hinweisen zu kön- nen, statistisch an erster Stelle auf Mut- terschaft, an zweiter Stelle auf eine be- reits langewährende Wohnungssuche und schließlich auf überraschende Kün- digung. Vergewärtigen wir uns, daß diese auf den omnipräsenten Gesetzen der freien Marktwirtschaft beruhte, kön- nen wir uns eigentlich die Sinnlosigkeit des Unterfangens deutlich machen, sol- cherart an die Mitmenschlichkeit der Mitmenschen zu appellieren.

Die Gier als Schwachpunkt des Ver- mieters ist, ökonomisch gesehen, der bessere Angriffspunkt, statistisch ge- sehen insbesondere bei WG-Suchenden vertreten: Kochkünste werden angepries- en von Kokos-Hühner-Zitronengras- suppe bis Quarkspeise. Darf man Rück- schlüsse ziehen auf die Eigenarten des Menschen, der hinter solchen Nachrich- ten steht, etwa in der Art von „Kokos- Zitronengras: Exot; Quarkspeise: Bie- dermann...?“ Im weiteren Zusammen- hang scheint auch einmal erwähnens- wert, was nicht auf Aushängen vorkam,

Ein Aufwand sonder- gleichen also, der ge- trieben wird um der Befriedigung eines Grundbedürfnisses nä- her zu kommen. Wer- fen wir, der Vollstän- digkeit halber, noch einen abschließenden Blick auf die Angebots- seite: Wer sind sie, die sich der Obdachlosen, der frierenden Seelen zu erbarmen anbieten, der geschiedenen Zweierkisten in Zweiraumwohnungen und der verkrachten WGs? Überrascht stellen wir fest, daß Angebote von der Anzahl her ebenso häufig sind wie Ge- suche! Dennoch entspricht die Ange- botsseite in keiner Weise der Nach-



Geradezu lautmalerisch das Sinnbild der Muschel- schnecke, unter eine Wellenlinie gezeichnet: je- mand sucht ein Zimmer mit Seeblick oder wenigs- tens Blick auf die Seestraße.

nimmt sich den Vorschlag zu Herzen: „...Falls Du eine gesehen hast, sag mir Bescheid. Ich kümmer mich drum. Name. Telefonnummer.“



*errare
humanum
est.*



Wohnen in Studenten- (wohn)heimen

Immer mal wieder kursieren in Studentenkreisen Gerüchte um Renovierungen und Abriß von Studentenwohnheimen, wobei aber niemand so Genaues weiß und die Quelle der „Informationen“ nicht eindeutig auszumachen ist.

StudentenInnen, die in denen, den Gerüchten nach betroffenen Studentenwohnheimen wohnen, wissen von solchen Meldungen oftmals nichts und stehen diesen hilflos gegenüber.

Da sich die Situation auf dem Wohnungsmarkt nicht gerade entschärft und es gerade für Studenten immer schwieriger wird eine bezahlbare, d. h. billige Wohnung zu finden, wird die Unsicherheit unter Studenten durch solche Meldungen nur noch mehr verstärkt, vor allem, da auch Plätze in Studentenwohnheimen rar sind. Nach der Überga-

be einiger Alliiertenwohnungen an das Studentenwerk Berlin schien es, daß sich die Situation verbessert, doch nichts desto trotz bleiben die Gerüchte bestehen.

Der Geschäftsführer des Studentenwerkes, Herr Fink, zeigte sich von Gerüchten, die die Studentenwerke in Karlshorst bzw. bei der ehemaligen Hochschule für Ökonomie, jetzt Fachhochschule für Technik und Wirtschaft (FHTW), betreffen überrascht.

Von ihm war zu erfahren, daß zunächst einmal dem Studentenwerk durch den Rektor der FHTW der Vorschlag unterbreitet worden ist, daß eines der Studentenwohnheime in Karlshorst abgerissen werden soll und an dieser Stelle Gebäude für die FHTW werden, da sich die FHTW in Karlshorst in der Nähe des Hauptgebäudes konzentrieren möchte.

Als Gegenleistung soll an anderer Stelle ein neues Wohnheim entstehen, in das, die Studenten des entsprechenden Wohnheimes übersiedeln sollen. Voraussichtlich ist von dem Abriß das Studentenwohnheim Sewanstraße betroffen, doch ist eine entgeltliche Entscheidung noch nicht gefallen und insofern wird es bis zu dieser noch eine Weile dauern. Von dieser Entscheidung ist das Studentenwohnheim an der ehemaligen HFÖ (jetzt FHTW) nicht betroffen. Das Studentenwohnheim Aristotelessteig wird zur Zeit renoviert und ist schon zu 2/3 fertiggestellt. Ende April sollen die Renovierungsarbeiten fertiggestellt sein. Die Zimmer in diesem Wohnheim sind soweit sie bezugsfertig, auch schon vergeben.

Entgegen der herkömmlichen Meinung, sind momentan noch ausreichend

Wohnheimtraum(a)

Irgendwann im September '94 bekam ich, damals noch wohnhaft in Duisburg, einen erfreulichen Brief von der Humboldt-Uni, der mich über die erfolgreiche Absolvierung aller Instanzen zur Erlangung eines von mir gewünschten Studienplatzes in Kenntnis setzte. Kurz darauf stellte sich mir eine Frage in den Weg meiner freudvollen Gedanken, deren Beantwortung nicht einfach zu werden versprach: Wo werde ich wohnen?? Ein erschwerendes Moment stellte die Tatsache dar, daß auch meine verwandtschaftlichen Beziehungen nicht nach Berlin reichen, und außerdem ist ja allgemein bekannt, daß das normale studentische finanzielle Potential eine ernsthafte Beschäftigung mit den Angeboten des freien Wohnungsmarktes ausschließen. Eine Liste mit allen „Ostwohnheimen“ erwies sich letztendlich als hilfreicher Hoffnungsträger: Die Wohnheimverwaltung Aristotelessteig teilte mir mit, es gäbe noch ca. 280 freie Plätze, wobei es sich um Einzelappartements nebst WC, Dusche und Kochnische handelte, deren Mietpreis sich auf den recht günstigen Betrag von ca. 280 DM beliefen und die der Bewerbung harren. So mußte ich am 20. September persönlich in Karlshorst erscheinen. Das Hin- und Herfahren zwischen Uni und Wohnheimverwaltung zwecks Imma-Bescheinigung nahm Zeit und Nerven in Anspruch, führte aber doch zumindest zum Mietvorvertrag.

Eine erträgliche unerwartete Überraschung war allerdings, erfahren zu müssen, daß die Zimmer unmöbliert sind; auf Möbelkaufstreß hatte ich echt keine Lust.

Zehn Tage später war ich wieder in Karlshorst, das angesteuerte Ereignis war die Schlüsselübergabe.

Beim Betreten des Wohnheims, d. h. dessen neonbeleuchteter Gänge, konnte ich mich der Assoziation von Gefängnisfluren nicht erwehren, aber das Appartement war auch ohne Möbel

und Teppich sozusagen ein schöner Anblick.

Die Häuser 6, 10 und 12 am Aristotelessteig wurden 1979 gebaut und zwischen 1980 und 1981 an das Studentenwerk übergeben. Zur Zeit wohnen dort ca. 570 Studenten, zu denen in diesem Jahr noch um die 300 dazukommen, so die Renovierungsarbeiten an Haus 12 nach den Erwartungen im April '95 beendet werden (alle Suchenden: so schnell wie möglich vormerken lassen!). Übrigens gibt es auch hier die Möglichkeit, in Doppelappartements zu ziehen...

Im Vergleich mit den früheren Zuständen: vier Leute in einem dieser Appartements, Badewanne und Klo gefeilt mit den vieren von gegenüber..., erscheint die Möglichkeit, heute alleine zu wohnen, als die angenehmere, wenn auch die Gefahr der ungewollten Vereinsamung offensichtlich höher ist als zu Tagen der Gemeinschaftsküche für 26 Mietergemeinschaften. Der „Ich schließ mich ein und mach nicht auf“-Trend hat Konjunktur und wird durch Einzelwohnungen nur gefördert...

In drei Etagen des Wohnheims gibt es Clubräume, diese sind allerdings (wie sollte es anders sein?) der Allgemeinheit noch nicht zugänglich, da sie unter Verfügung der Studentischen Selbstverwaltung (SSV) stehen und diese bis auf weiteres noch keine Nutzungsangebote gemacht hat.

Kino, Kulturzentrum oder Ähnliches kann man in der näheren Umgebung suchen, und so ist diese Möglichkeit der Kontaktaufnahme eher begrenzt.

Der nahezu einzige Lichtblick ist der Studentenclub BÖRSE, der mit abwechslungsreichem Programm jede Woche etliche Studenten anzieht, aber wie alle studentischen Projekte unter ständigem Mangel an personellem Engagement leidet.

rebus mit Zuarbeit, o. inh. V.

Wohnheimplätze sowohl in Ost- als auch in Westberlin vorhanden, mit Ausnahme von wenigen Wohnheimen im Zentrum.

In wieweit noch Möglichkeiten bestehen in eine der 380 an das Studentenwerk übergebenen Alliiertenwohnungen ziehen zu können ist nicht klar, da von dem Studentenwerk auf Nachfrage unterschiedliche Antworten zu erfahren waren. Geht man davon aus, daß noch Wohnungen leer stehen, so betrifft der Leerstand 5-Raumwohnungen, wobei eines der Zimmer ein Durchgangszimmer ist. Diese Wohnungen werden von dem Studentenwerk jedoch nur an Wohngemeinschaften (WG's) vermietet, die eine Personenzahl weniger Zimmerzahl umfassen müssen; eine Anmeldung kann nur als geschlossene WG erfolgen.

franziska

Der Untermieter

Die Rechtslage des Mieters zweiter Klasse

Untermiete liegt vor, wenn ein Mieter aufgrund eines mit dem Untermieter vereinbarten Untermietvertrages diesem dem selbständigen Gebrauch der von ihm selber nur gemieteten Wohnung oder eines Teiles dieser Wohnung überläßt.

Weitervermieten darf ein Mieter aber nur, wenn sein Vermieter damit einverstanden ist, daß ein Dritter diese Wohnung mitbenutzt, ausgenommen sind hierbei nächste Angehörige, Hausangestellte oder Pflegepersonen.

Bin ich nun Untermieterin, besteht zwischen mir und dem Hausbesitzer kein unmittelbarer Rechtsbezug. Das heißt, Ansprüche und Forderungen meinerseits richte ich immer an den Mieter, der für meine Wohnung verantwortlich ist. Aus diesem Rechtsverhält-

nis folgt auch, daß mit der Kündigung für den Hauptmieter nicht automatisch mein Untermietverhältnis ebenfalls rechtlich erlischt. Ähnliches gilt, falls der Vermieter niemals seine Erlaubnis zur Untervermietung erteilt hat. Er kann zwar die Auflösung des Untermietvertrages verlangen, doch die Wirksamkeit dieses Vertrages ist nicht abhängig von seiner Untermietterlaubnis. Er kann nun von seinem Recht auf fristlose Kündigung nach § 553 BGB Gebrauch machen. Dann verliert mein Mieter und letztendlich auch ich die Wohnung, aber es bleibt mir, je nach Lage des Falles, eine angemessene Frist bis zu meinem Auszug. Außerdem kann ich meinen Vermieter auf Schadensersatz verklagen.

Gehen wir jetzt aber davon aus, daß ich „legal“ wohne. Nun stellt sich die Frage, ob die geforderte Miete nicht zu hoch ist. Mit den abenteuerlichsten Begründungen werden hier nämlich teilweise hohe Zuschläge zur eigentlichen Miete verlangt. Tatsache ist, daß der Besitzer der Wohnung einen kleinen Untermietzuschlag um die 20 DM verlangen kann, nicht aber der Mieter!

Zwar darf er für Möbel einen kleinen Aufpreis fordern, doch kann er den nicht willkürlich festlegen. Hierfür gibt es Richtwerte, die relativ niedrig sind.*

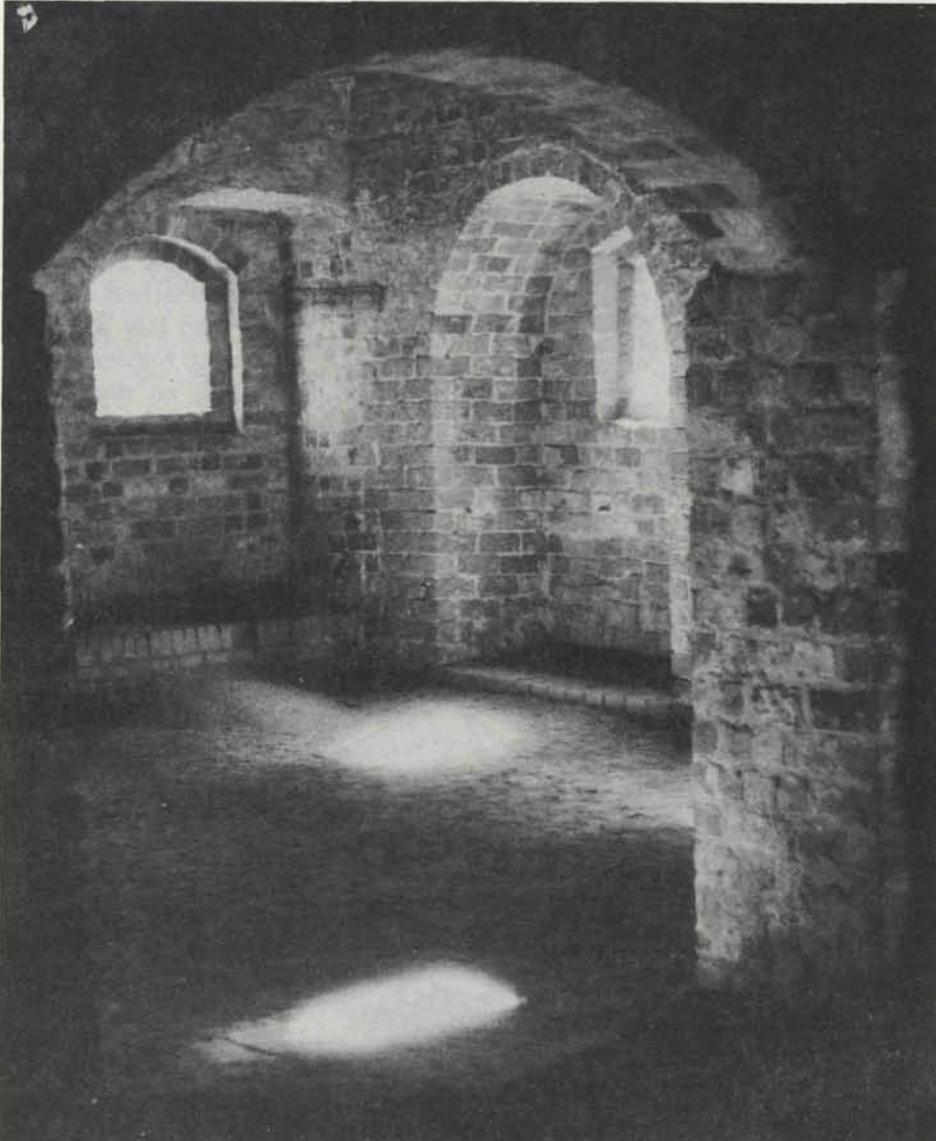
Hat ein Vermieter nichts als seine nackte Wohnung anzubieten, so ist er, laut der Zentrale des Berliner Mietervereins, nicht berechtigt, mehr Miete zu verlangen, als er selber bezahlen muß.

Sollte man nun erfahren, daß man zuviel bezahlt oder bezahlt hat, lohnt sich der Weg zum Mieterverein oder zum Anwalt. Oft hat sich so ein nettes Sümmchen angesammelt, das man auch nach Beendigung des Mietverhältnisses noch einklagen kann.

Bis auf einige Ausnahmeregelungen ist das Untermietverhältnis ein Mietverhältnis wie jedes andere auch, Unser Vermieter, also der Mieter der Wohnung, hat uns gegenüber die selben Rechte und Pflichten wie jeder andere Vermieter auch. Im Falle von Unklarheiten lohnt sich aber immer der Gang zum Mieterverein oder Anwalt

Sylvia

* Zu erfahren bei jedem Mieterverein



Illegales Wohnen Fall 1

Da lacht das Herz. Als neue Studenten erstmals in Berlin und dann sogar als glückliche Finder einer Wohnung. Doch leider ist das Wohnen dort illegal. Schwarz wohnen zur Untermiete, was soll's. Schließlich ist das in Berlin kein Einzelfall, das wird schon niemand herausfinden.

So mag es vielen ergangen sein. Was jedoch kaum jemand in Betracht zieht, meist aus Unwissenheit, sind die Konsequenzen, die einem ein derartiges Mietverhältnis in kürzester Zeit kettenartig bringen kann.

Als unerfahrene, neu zugezogene Mieter einer Sozial- und Kommunalwohnung war uns unbekannt, daß Nebenkosten, wie Strom und Gas separat an den städtischen Energieversorger zu zahlen sind und zwar in Form von Überweisungsträgern, die vorgefertigt alle zwei Monate von uns einzureichen waren. Da unser netter Vermieter aber keinen Sinn und keine Muße für bürokratische Einzelheiten besaß, kümmerte er sich nicht weiter darum, so daß wir die roaroten Kästchenzettel nie zu Gesicht bekamen und die Überweisungen nie getätigt wurden. (Dabei ist zu erwähnen, daß unsere Nebenkosten bereits im Mietpreis enthalten waren.) Folglich erhielten wir regelmäßig Mahnungen bis eines Tages ein freundlicher Herr vor unserer Tür stand und uns verkündete, daß er uns in drei Tagen das Gas abstellen werde, wenn wir bis dahin den ausstehenden Betrag nicht beglichen hätten. Na wunderbar! So mußten wir uns, dank unseres trägen Vermieters, die Kontonummer der GasAG von der Mahnung abschreiben und die Überweisung selber tätigen. Unser Vermieter kam nach wiederholter Anfrage unserer Aufforderung nicht nach, uns die Überweisungsträger zukommen zu lassen.

Nach etwa einem Jahr trudelte dann die Kündigung ein, mit der Begründung, er hätte für die

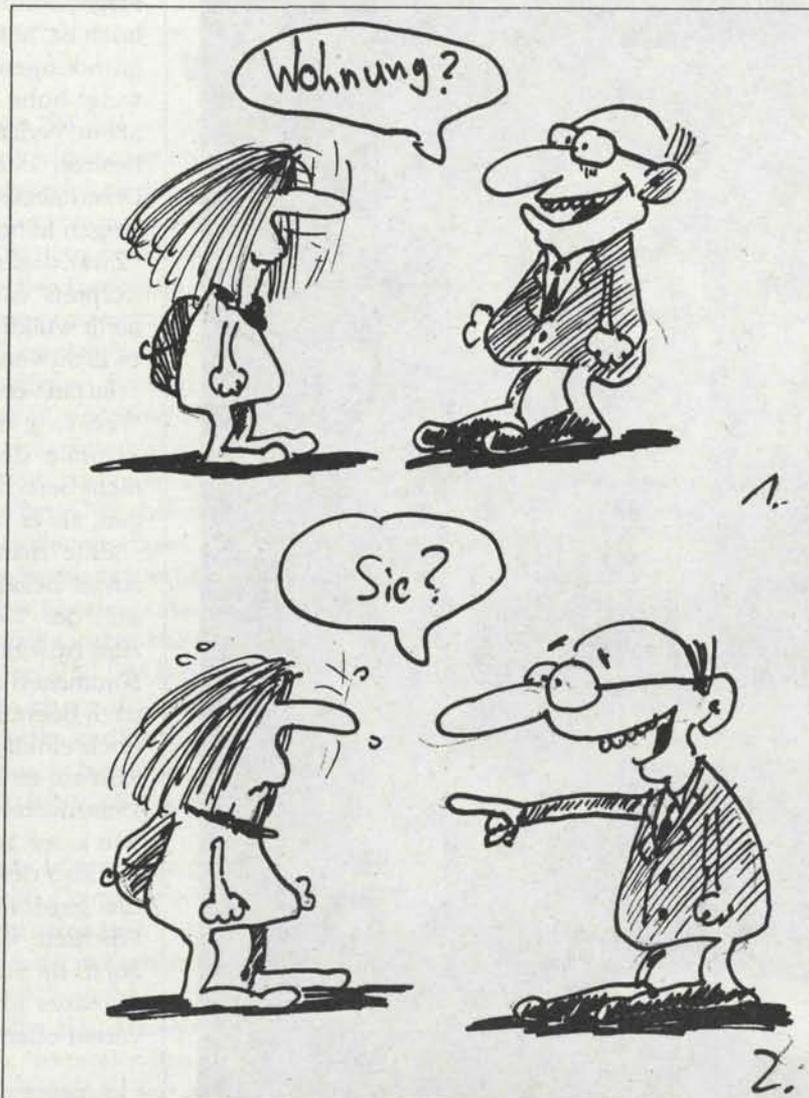
Wohnung keine Verwendung mehr und habe die Wohnungsbaugesellschaft bereits davon in Kenntnis gesetzt, was eine Übernahme der Wohnung unmöglich machte.

Glücklicherweise fanden wir dann flugs eine neue Wohnung. Das Unglück jedoch lag wieder im Mietverhältnis, welches dasselbe war wie zuvor. Auch der Mietpreis betrug ebenso wie in der vorangegangenen Wohnung beinahe das Doppelte vom regulären Preis. Dieser war aber so gekonnt angesetzt, daß er ganz knapp unter der „Wuchergrenze“ lag, einen rechtlichen Schritt demnach ausschloß. Natürlich griffen wir zu, wir konnten ja schließlich nicht auf der Straße bleiben. Und dem unzähligen

Frust auf den Wohnungsämtern wollten wir weiterhin nicht unterliegen.

Unsere Vermieterin lebte in Brüssel, war also im Falle von Komplikationen nicht erreichbar. So mußten wir dafür sorgen, daß die Wasserleitungen abgedichtet wurden. Überholarbeiten von Gasinstallationen und Fenstern wurden ebenfalls von uns überwacht, natürlich unentgeltlich. Unsere Mühe, sowie der Zeitaufwand schien der netten Vermieterin recht egal zu sein. **Glücklicherweise** fanden wir wieder nach einem Jahr eine weitere Wohnung, diese Mal eine eigene. Somit konnten wir uns von sämtlichen Unannehmlichkeiten befreien. Als schwarzer Untermieter ist man nämlich, wie wohl weitgehend bekannt,

dem Willen und Verhalten seines Vermieters gänzlich unterlegen. Leider gibt es nunmal nur zwei Varianten. Entweder man nimmt den horrenden Mietpreis und die vielen kleinen Strapazen auf sich, die häufig in Wutausbrüchen enden oder man läßt die Wut öffentlich werden, wendet sich an die Wohnungsbaugesellschaft und fliegt im Falle eines unangemeldeten Mietverhältnisses gemeinsam mit dem Vermieter raus. Doch wer hat die Wahl? Wohl kaum jemand. Und so kommt es sogar soweit, daß man die freigeordneten illegalen Wohnungen weiterempfiehlt (so wie wir es getan haben) und das auch noch an Freunde - eigentlich unzumutbar. Aber die Wohnungsnot läßt den allerwenigsten die Wahl, übrig bleibt die Qual. Und so nahm das Übel seinen Lauf.



Illegales Wohnen Fall 2

Wie kommt es, daß man eine Wohnung für die man einen legalen Mietvertrag mit einer Kommunalen Wohnungsbaugenossenschaft hat, gegen ein illegales Mietverhältnis tauscht, wobei der Mietpreis knapp unter der Wuchergrenze liegt. Dies hat seine Ursache in einem betrunkenen „Obereachbarn“, der in regelmäßigen Abständen seine Sanitär-einrichtung in den Innenhof schmiß und das Wasser aus den geborstenen Rohren so lange fließen ließ, bis es dem einzigen Untermieter von den Küchenwänden rann. Und es hat mit den Drang von Mann und Weib zu tun, sich zu verbinden, was in einer kleinen Ein-Raum-Wohnung auf zwischenmenschliche Probleme stoßen kann, zumal wenn es sich um äußerst eigenständige Personen handelt.

Glücklicherweise hatten wir Freunde, die illegal in einer geräumigen Zwei-Raum-Wohnung wohnten, aber eine neue, eigene Wohnung bekommen

November, erschien der gar nicht braungebrannte Hauptmieter aus Spanien und erklärte, er werde nun zurück nach Deutschland kehren und wir haben bis zum 18.01. diesen Jahres die Wohnung zu verlassen. Der Schreck saß tief, aber Gott sei Dank fiel ihm nicht auf, daß der Stuhl, auf dem er saß, gar nicht sein Stuhl war und der röhrende Hirsch gar nicht mehr an der Wand hing. Gegen die Kündigung des sowieso illegalen Mietvertrages konnten wir nichts machen und so begaben wir uns auf Wohnungssuche.

Unglücklicherweise haben wir bis heute keine neue Wohnung gefunden, aber einige Tips aus brandaktueller Erfahrung können wir schon mal weitergeben.

1. Wer sich auf den freien Wohnungsmarkt begeben will, braucht Geld und ein phlegmatisches Gemüt. Denn der Quadratmeterpreis für eine Erstbezugswohnung mit gehobenen Standard liegt

gesellschaft bewirbt, sollte sich eine gute, eindrucksvolle Geschichte ausdenken und verzweifelt gucken können. Ein Freund ist vor einiger Zeit zur WIP in die Schwedter Straße gegangen und erzählte von seiner halbseitig gelähmten Tochter, mit der er sich und mit seiner Frau einen Raum teilen mußte. Im anderen Raum der 2-Raum-Wohnung wohnte die Schwester mit ihrem Freund, die er nicht leiden könne. Dabei guckte er ganz traurig. Eine Woche später konnte er mit der Renovierung einer riesigen 3-Raum-Wohnung beginnen. Seine quicklebendige Tochter schaute ihn dabei zu. Wenn sich die Ehe nicht entzweit hätte, würde er heute noch in der Villa am zukünftigen Prachtboulevard Schönhauser Allee residieren. Nun wohnt er privat in einem düsteren Hinterhof in einer 1-Raumwohnung, für die er 480,-DM (warm) hinblättern muß.

3. Wer überhaupt und grundsätzlich eine Wohnung sucht, muß möglichst viele Freunde haben, die einen viele Tips geben können. Mindestens einer dieser Freunde sollte ein Telefon besitzen, denn Wohnungssuche ist mit reichlich Telefonaten verbunden.

4. und letztens) Wenn alles ohne Zweck ist und eine Wohnung nicht in Sicht ist, sollte man rechtzeitig eine Rangliste der schönsten Brücken Berlins anfertigen. Unser derzeitiger Favorit: die Friedrichbrücke hinter dem Berliner Dom. Der Weg zur Uni verkürzt sich auf weniger als vier Minuten, fast jeden Morgen steht ein Saxophonist auf der Brücke und macht Musik und an den langen Winterabenden kann man zum Fernsehturm schauen, wie er melancholisch vor sich hin

blinkt. Nicht vergessen: die neue Postanschrift ist dann irgendein Postamt, postlagernd. Damit die Rückmeldung rechtzeitig ankommt.

franziska und jot



hatten. Und so zogen wir in die neue Wohnung ein, verbannten alle Möbel unseres Hauptmieters in den Keller, zerschmissen bei fröhlichen Gezechen all seine Glasgläser und benutzten ausgiebig die große Badewanne. Doch Mitte

für die Bezirke Prenzlauer Berg, Mitte und Friedrichshain bei gegenwärtig 17,-DM (warm) und der Vermieter stellt auch schon einmal die Frage: „Haben Sie häufigen Partnerwechsel?“

2. Wer sich über eine Wohnungsbau-

Geschichte der HILF

Wie herrlich ist der Krieg ...



Berliner Professoren und der Beginn des 1. Weltkriegs

Journalisten, Radiomoderatoren zum Beispiel, Politiker und Künstler sind öffentliche Personen. Sie müssen ihre Moralgrundsätze unter aller Augen leben, sie müssen ihr politisches Handeln vor vielen verantworten. Ihre Äußerungen bleiben nicht ihr Eigentum, ihre Meinung beeinflusst das Denken vieler ihrer Mitmenschen, ihrer Zuhörer. Der öffentliche Mensch kann Maßstäbe setzen, so muß er sich auch mit nicht alltäglichem Maß messen lassen. Er muß sich die Frage gefallen lassen, wie er mit dieser seiner Macht umgeht.

Solch exponierte Mitglieder der Gesellschaft sind auch Universitätsprofessoren. Sie vervielfachen ihre Ansichten durch die meisten ihrer Studenten, die Gesellschaft befragt sie und beruft sich oft auf ihre "Weisheit". Doch in der Geschichte professoraler Entäußerung haben sich so manche Worte als untauglich, gar als verhängnisvoll erwiesen.

Nehmen wir zum Beispiel das Wintersemester 1914/15.

Mit der allgemeinen Mobilmachung und der deutschen Kriegserklärung an Rußland hatte am 1. August 1914 das erste große Völkerschlachten des 20. Jahrhunderts seinen Anfang genommen. Jubelnd begrüßten die meisten Deutschen diesen Krieg, von dem der Kaiser Wilhelm II. seinem Volk sagte, es sei der Kampf um "Sein oder Nichtsein des deutschen Reiches, ... des deutschen Wesens" und der Kampf eines heimtückisch überfallenen Deutschlands gegen eine Welt von Feinden. Und im Namen des armen Opfervolkes riefen ihre Professoren: "Da endlich die Erlösung, die Kunde der Mobilmachung, und mit ihr jene herrlichen Stunden, da unser Kaiser zu seinem Volke sprach und da dieses Volk auf einmal, zu seiner eigenen Überraschung, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken einhellig entdeckte, daß es nicht sein könne ohne Kaiser und Reich, daß in diesen vierzig Friedensjahren, in denen wir uns bitter gescholten und beföhlet hatten, dennoch ein Volk erwachsen war, das nur der gemeinsamen Gefahr bedurfte,

um zu wissen, wie unlöslich es zusammengehöre."*

Deutsche Reden in schwerer Zeit

Professoren machten sich zu Wortführern der verhängnisvollen deutschen Kriegseuphorie. Sie warfen ihre Autorität in die Waagschale, um ihrem Kaiser, seiner Politik und der 'deutschen Sache' an die Seite zu treten. Für die Vortragsreihe "Deutsche Reden in schwere Zeit" verließen 21 Hochschullehrer die ehrwürdigen Hallen der Berliner Universität Unter den Linden und hielten vor einervieltausendköpfigen Zuhörerschaft aus allen Kreisen des Volkes in allen Gegenden Berlins flammende politische Reden. Nicht kompetente, wissenschaftliche Analyse der aktuellen Konflikte war ihr Anliegen, sie suchten wortgewandt den Krieg zu einem gerechten zu reden und dem Volke dieses neue Gemeinschaftsgefühl der Deutschen als Wert bewußt zu machen. Die Zentral-

stelle für Volkswohlfahrt, Abteilung für freies Volksbildungswesen und der Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern, Organisatoren der "deutschen Reden", fand in den 'unabhängigen' Gelehrten willige und wirkungsvolle Kriegspropagandisten.

Im ersten Kriegshalbjahr 1914/15 hatte der 1. Weltkrieg noch nicht seine typischen Gestalt der endlosen Stellungskriege und sinnlosen Materialschlachten. Die Professoren, fast alle um 1850 geboren, konnten diesen Krieg noch mit ihren Jugenderlebnissen im Französisch-Deutschen Krieg 1870/71 vergleichen. Als junge Männer, im Alter ihrer jetzigen Studenten, hatten sie daran teilgenommen und erinnerten sich nostalgisch an eine Feuertaufe in einem glorreichen Feldzug. In Altherrenträumen schwelgend, wollten sie das wahre, auch das neue grausamere Gesicht des Krieges nicht sehen. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Professor für Klassische Philologie, beneidet die Jugend: "Ja, all das, was mit der Waffe kämpft, das hat es glücklich, das hat es schön. Und was sich rüstet zum Kampfe mit der Waffe des Geistes, das mag jetzt in der Stille sich vorbereiten für künftige Kämpfe des Geistes und der Faust."

Doch so still blieben die Waffen des Geistes nicht. Die Redner, Theologen, Historiker, Anglisten, Juristen, Germanisten, machten das Katheder zu ihrer Front und bombardierten die Feinde mit ihren wohlgeählten Worten. Deutschland müsse gegen ungebildete Belgier, bemitleidenswert einfache Russen und neidische, wahrhaft böse Engländer ins Feld ziehen, so erhebt zum Beispiel Wilamowitz-Moellendorff seine Zuhörer über ihre Feinde.

Viele Worte kostete es, in diesem Krieg die deutsche Opferrolle glaubhaft zu erfinden, denn einen heimtückischen Überfall hatte es nie gegeben und diplomatische Konfliktlösungen hatten Deutschland und Österreich-Ungarn geschickt zu verhindern gewußt, noch wichtiger war den Rednern aber wohl, die metaphysische Wirkung des großen Kampfes deutlich zu machen. Die wahren deutschen Werte und Tugenden seien mit dem Krieg zutage getreten und das deutsche Volk fühle sich endlich wieder als Nation. Und so sei der Krieg nicht nur ein Kulturzertrümmerer, sondern zugleich der mächtigste aller

litik. Die Erfolge der folgenden 43 Friedensjahre führt er auf die erfolgreich geschlagenen Schlachten zurück, an denen er selbst beteiligt war.

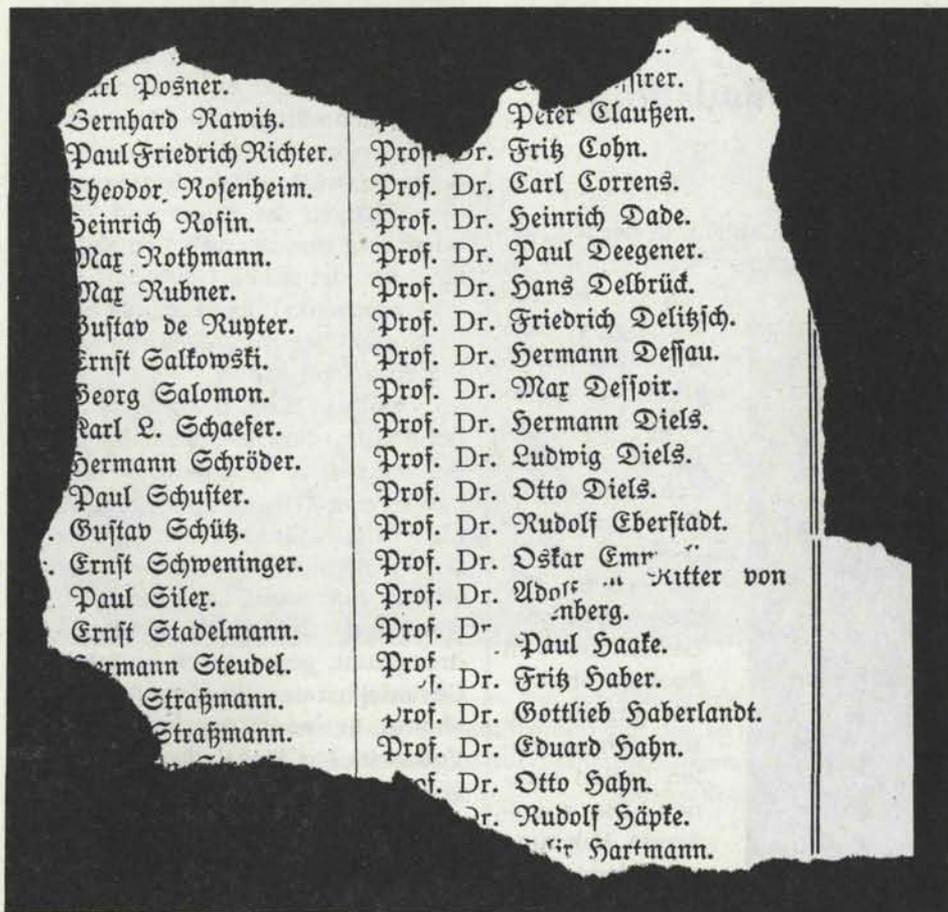
Krieg als Therapie

Doch die Errungenschaften jener Friedensjahre wie das deutsche Rechtssystem, Erfolge in Wissenschaft und Technik, Industrie- und Handelsstärke und ein Sozialsystem für Arbeiter, die er natürlich im Vergleich mit anderen Völkern als überdurchschnittlich bewertet, sieht der Jurist bis zum Ausbruch des

Gruppen von Individuen zusammenfanden." Der Krieg war für Gierke auch ein Mittel gegen die Krise des deutschen Nationalbewußtseins. "Manches, was wir sahen und hörten, erweckte bange Zweifel, ob wir nicht in die alte Schwäche der deutschen Art zurückgefallen seien. Wieder diese übertriebene Bewunderung des Fremden, diese mit der eigenen Würde kaum vereinbare Zuvorkommenheit gegen hochmütige Ausländer, diese sich in die alltäglichen Gewohnheiten einfressende Zurücksetzung des vollwertigen Eigenbesitzes hinter minderwertigen Import! ... Die bei uns herrschenden Zustände wurden gegenüber den angeblich freieren und fortschrittlicheren Verhältnissen der westlichen Nachbarvölker als unfrei und rückständig verlästert. Das alte Erbübel eines seichten Kosmopolitismus meldete sich wieder an."

Und weiter beschreibt Gierke die gesellschaftliche und moralische Krise in Deutschland: eine "materialistische Welt- und Lebensanschauung" griff um sich, Selbstsucht, Hochmut und Neid entstammte ihr, Lebensfreude wurde zu krankhafter Genußsucht, zunehmende "Lockerung der sittlichen Grundlagen im Verhältnis der Geschlechter zueinander" waren zu beobachten. Mit solcher Analyse war Gierke in prominenter Gesellschaft. Viele Intellektuelle erlebten eine Vorkriegswelt, die ganz und gar nicht mehr ihren Idealen menschlichen Zusammenlebens entsprachen. Thomas Mann beklagte sich über eine cancanisierende Gesittung, für Julius Hart war die Zeit vor 1914 eine Zeit voller wildgewordener Erotiken, Perversitäten und Dekadenzen und Friedrich Gundolf charakterisierte die Deutschen nach der Jahrhundertwende als Schein-, Schwatz- und Luxusgesellschaft.

Gierke begrüßt den Krieg also als einzigen Ausweg aus der Krise der innerdeutschen Verhältnisse. "...der Krieg [war] stets die große Probe nicht nur für die Waffenmacht, sondern auch für die sittliche Kraft der Gemeinwesen [...]. Immer hat er hinweggefegt, was innerlich verfallen und zum Untergang reif war. Und immer hat er das, was innerlich gesund und des Beistandes noch wert war, zu neuem reicheren Leben erweckt und, wenn es zu wanken schien, gefestigt, wenn es zu altern schien, verjüngt." Welche gesellschaftlichen Ursachen und damit welche gesellschaftlichen Lösungen die innerdeutschen Konflikte haben könnten, war



Deutsche Einheit von Wissenschaft und Militär - über 3000 Unterschriften

Kulturbringer, so der Rechtswissenschaftler Otto von Gierke in seiner Rede "Krieg und Kultur" vom 18.09. 1914. Der ehemalige Rektor der Berliner Universität glaubte fest daran, daß am Krieg und nur am Krieg die morbide, dekadente deutsche Gesellschaft gesunden könne. So beschreibt Gierke, dessen Kommentare zum Genossenschaftsrecht noch heute Beachtung in der Rechtswissenschaft finden, die reichsstaatliche Einigung Deutschland 1871 als Ergebnis des Deutsch-Französischen Krieges und der Bismarckschen Blut- und Eisen-Po-

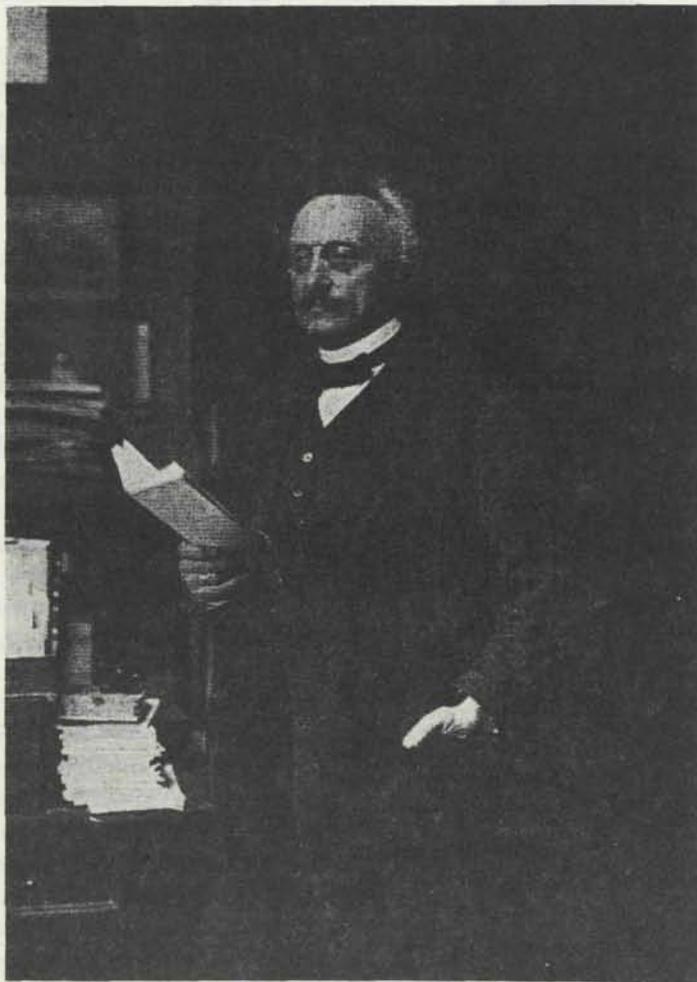
Krieges in Gefahr. Er vermißte die "see-lische Übereinstimmung", die "innere Einheit der Nation". Seine Wahrnehmung der Vorkriegszeit trägt typische Züge des Krisenbewußtseins vieler Intellektueller in jener Zeit. "Es schien, als hätten die ungleichen Ideale, die den verschiedenen Klassen vorschwebten, nichts mehr miteinander gemein. Große Massen entfremdeten sich dem Staate. In weiten Schichten sah man im Staate nur noch ein Werkzeug zur Durchsetzung selbstsüchtiger Forderungen, in denen sich zufällig die zahlreichsten

dem Rechtswissenschaftler keine Analyse wert.

Herrschaftsanspruch deutscher Kultur

Die Sehnsucht nach innerer Einheit war es, die Professoren wie Gierke zu begeisterten Kriegsbefürwortern machte. Doch manchen Professor trieb noch eine ganz andere Sehnsucht ans Rednerpult. "Jetzt ist es Deutschlands Aufgabe, durchzusetzen, daß es unter den Weltreichen als Weltreich seine Stelle gewinne. Wir haben viel geduldig hingenommen: nun aber, da die Stunde reif ist, da segnen wir den Tag, an dem wir unsere Kraft von neuem bewähren dürfen."

Mit der überlegenen deutschen Kultur die Welt erobern, solche expansionistischen, sogenannten alldeutschen Ideen verbreitete beispielsweise der Direktor des Germanischen Seminars Gustav



Germanist Gustav Roethe

Roethe. Nicht die bestehenden europäischen Nationen seien zu verteidigen,

sondern ein germanisches Reich gelte es zu errichten, das die deutsche Sprachgemeinschaft und Kultur von der Schweiz bis Calais vereinigt. "Sollte es ganz undenkbar sein, daß wir dereinst durch einen loseren oder engeren Anschluß dieses alten deutschen Sprachgebietes an das Deutsche Reich unseren Freunden jenseits des Kanals menschlich näher rücken und, wenn nötig, von Calais aus die ehrliche deutsche Sprache unserer Haubitzen ihrem gesalbten *cant* entgegensetzen könnten?" Zynisch pervertiert der Germanist Roethe die Sprache: "menschlich näherrücken", damit die Haubitzen besser treffen, und für einen Philologen werden Geschoße zur "ehrliehen deutschen Sprache".

Nationalsozialistische Erben

Roethes Anschlußträume, der Wunsch nach dem deutschen Weltreich weisen

schon auf eine Ideologie voraus, deren Streben 25 Jahre nach dieser Rede erneut in einem verheerenden Krieg gipfelt. Daß die nationalsozialistischen Erben solchen Gedankengutes der Generation von Roethes Studenten angehörten, läßt sich an vielen Stellen erahnen. Die anmaßende Ableitung eines Herrschaftsrechts aus einer überlegenen deutschen Kultur fanden sich in der Propaganda des Dritten Reiches in fataler Ähnlichkeit wieder. Der Krieg wird als Jungbrunnen des deutschen Volkes bezeichnet, und der Professor für neue deutsche Literatur weiß die

Jugendlichkeit deutscher Kultur mit großen Namen zu beweisen: "Wir Deut-

schen sind schon öfters alt gewesen, aber Gott sei Dank auch schon öfter ganz jung, und wir denken da freudig an unsern größten Dichter, an Goethe, der auch die wunderbare Kunst verstand, immer wieder jung zu werden bis in sein allerhöchstes Alter hinein. Wie jung fühlen wir uns gegenüber diesen Engländern und Franzosen, die die alte Zivilisation in Erbpacht genommen haben und denen sie doch sichtlich aufgehört hat lebendiger Besitz zu sein. Uns aber ist schöpferische Kultur echtes Bedürfnis. Auch in dieser Stunde, wo wir gegen die ganze Welt in Waffen stehen, wollen wir nicht die gute deutsche Art verleugnen, den weltbürgerlichen Sinn, der allem Schönen und Edlen und Großen in der Welt gerecht wird und es sich anzueignen weiß. Auch während die Kanonen sprechen, wollen wir nicht vergessen, daß deutsche Größe nicht zuletzt beruht auf den Schätzen der Kunst und Wissenschaft, auf den unendlichen Kulturgütern, die deutscher Geist der ganzen Welt geschenkt oder vermittelt hat. Der Krieg steht bei uns Deutschen nicht im Gegensatz zur Kultur."

Als wolle er diese Feingeistigkeit und hohe Kultur der Deutschen gleich unter Beweis stellen, beschreibt er das Verhältnis zum Kriegsgegner England wenige Sätze später so: "Gegen einen feigen, niedrigen Gegner, der sich nicht scheut, uns anzufallen, wenn er uns sowieso durch eine Übermacht gebunden glaubt, gegen solch verächtliches Gesindel hat uns die gütige Natur noch andere Extremitäten verliehen. Der Volkswitz hat längst das rechte Wort gefunden: Jeder Tritt ein Britt! ..."

Nur freilich, mit Reimen schlägt man keinen Feind. Aber die kräftige Verachtung der Niedrigkeit und der gute Humor, das sind doch Gottesgaben, die die Brust befreien und vor Kleinmut bewahren helfen."

Der Literaturwissenschaftler Roethe, der sich hier so 'qualifiziert' auf die Ebene des "Volkswitzes" begibt, galt als Universitätslehrer eher als elitär und äußerst wählerisch. Seine Seminare konnte man erst nach strengen Prüfungen besuchen, und er verlangte seinen Studenten sichere Kenntnisse der deutschen, aber auch der griechischen Klassik ab.

Wie überzeugt Roethe vom Kampf um ein deutsches Weltreich war, zeigt sich darin, daß er noch mit 56 Jahren als "Bahnhofscommandant im Operations-

gebiet" am Weltkrieg teilnahm und daß Studentinnen, die Roethe nur während des Krieges als Hörerinnen zuließ, in seinen Vorlesungen Soldatenstrümpfe strickten.

Entmannung der Völker

Obwohl einige Professoren, wie die Redner Adolf von Harnack und Hans Delbrück nach einem knappen Kriegsjahr ihre Kriegsbegeisterung relativierten und für Friedensverhandlungen und

wicht verliehen hätten, unter dem Aufruf fehlten. Die standen unter anderen Erklärungen. Über 3000 Unterschriften trägt eine "Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches" vom Oktober 1914, die in fünf Sprachen verkündet, daß deutscher Geist und deutsches Militär untrennbar zueinander gehören. Die Liste liest sich wie das "Who's who" der zeitgenössischen Wissenschaft. Unterzeichnet haben auch 349 Professoren und Dozenten der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

Die pathetischen Worte der Professoren entleerten sich im Verlauf des Krieges immer mehr, sie verloren Inte-



"Wie glücklich ist unsere Jugend, die in den empfänglichsten Jahren diesen ungeheuren Lebenseindruck in sich aufnehmen darf und die, so Gott will, berufen ist, das neue Deutschland zu gestalten, das aus diesem Riesenkampf erwachsen soll, Wert der unerhörten Opfer dieser Tage!"
Gustav Roethe**

gemäßigte Kriegsziele eintraten, war echter Widerstand gegen das europäische Gemetzel unter den Gelehrten die Ausnahme. Pazifistische Warnungen vor der Zerstörung der europäischen Nationen wurden vielmehr diffamiert. Otto von Gierke: "Die deutsche Friedensliebe wurde mißbraucht, um den Lehren des Pazifismus Eingang zu verschaffen, deren in ihrer Unklarheit doppelt gefährliche Friedensschwärmerei auf die Entmannung der Völker abzielt."

Ein "Aufruf an die Europäer" für einen stabilen europäischen Frieden, den Georg Friedrich Nicolai, Arzt und Privatdozent an der Berliner Universität und Albert Einstein initiierten ging nicht an die Öffentlichkeit, weil die anerkannten Namen, die solche einer Initiative Ge-

grationskraft, Wirkung und Wert angesichts des schrecklichen Kriegsalltags. 8,1 Millionen Menschen starben "in den besten Jahren ihres Lebens" auf den Schlachtfeldern Europas, darunter 1,9 Millionen Deutsche. Die Hörsäle der Universitäten füllten sich mit immer mehr Verwundeten und Krüppeln, vor denen die selben Professoren standen, die ihnen 1914 das große Kriegslied gesungen hatten.

jk

*Gustav Roethe: Wir Deutschen und der Krieg. Rede vom 3.9.1914.

** In der Marneschlacht gefallene deutsche Soldaten.

Forschungsbericht '93

Fortsetzung

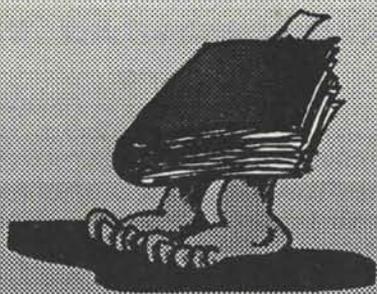
In der letzten Ausgabe haben wir kurz den vergangenen Herbst erschienenen Forschungsbericht 1993 vorgestellt. Dort sind alle zwischen 1991-93 begonnenen oder nach Berufung an die Humboldt mitgebrachten Projekte aufgeführt, inzwischen rund 1100. Unter ihnen findet sich eine Vielzahl interessanter, z.T. recht exotischer Vorhaben, die wir hier in loser Folge vorstellen wollen.

Den Auftakt wird "Karrieren im Schnellverfahren. Den Aufstieg von jungen Funktionären in die Zentren der Macht" unter Dr. Gerd Dietrich machen. Das Projekt (Laufzeit bis '96) ist Teil eines der wenigen bisher klar ausgebildeten Forschungsschwerpunkte an der Humboldt, dem "Gesellschaftsvergleich" unter Federführung der Philosophischen Fakultät¹. Was zu beweisen sein wird: daß Starrheit und Nichtreformierbarkeit des DDR-Systems nicht nur in den Strukturen, sondern auch bei den Subjekten lag (Stichwort Ausgangsmilieu, Sozialisation, Bildungsniveau etc).

Als zweites das Projekt "Cultural Studies: Multikulturalität, Transdisziplinarität und Pädagogik in kultureller Perspektive (USA)" unter Leitung von Prof. Dr. Günter Lenz (Laufzeit bis 4/95). Hinter dem langen Titel verbirgt sich der Versuch, die Strategien eines interkulturellen Diskurses in den USA und Deutschland miteinander in Vergleich zu setzen, um so Möglichkeiten einer (institutionellen) Verbindung beider Formen anhand von Fallstudien diskutieren zu können. Last not least die pädagogischen Konsequenzen ebendessen.

Das dritte gehört in der Gruppe internationaler Projekte zu den wenigen Ausnahmen, die sich statt zu einem der EU-Mitgliedstaaten nach Südosteuropa orientiert hat. Dem steht bisher laut Forschungsbericht vor allem die dortige instabile politische und wirtschaftliche Situation entgegen. "Römische Plastik in Südosteuropa" heißt der Arbeitstitel unter Dr. Detlef Rößler. Ausgehend von einem Photo-Archiv des Kunstwiss. Institutes sollen die Plastiken zunächst einmal gesichert und katalogisiert werden. Teilprojekte vor Ort sind in Planung, so in Bulgarien und Rumänien.

(Laufzeit bis 12/96).



Buchtip

1. Saint Pierre oder die Süße des Lebens

Der Titel verführt. "Saint-Pierre oder die Süße des Lebens" zeichnet einem wilde Clownsgesichter vor die Augen, gauckelt einem schwarze süße Trauben vor den Mund. Denn: "in meiner Familie glaubte man, wer Saint-Pierre nicht gekannt habe, der wisse nichts von der Süße des Lebens."

Doch weit gefehlt. St.-Pierre war nur die heimliche Hauptstadt von Martinique, dem Herz der Antillen im Tropischen Meer. Die Familie Ariès hatte sich dort angesiedelt und noch bis Anfang des 19. Jahrhunderts vermochten die Antillen Träume und Neidgefühle der Franzosen zu wecken. Dann am 8. Mai 1902 geschah die Katastrophe - die Stadt verschwand innerhalb weniger Minuten in einer Feuerwolke des Pelée.

Sieben Aufsätze versammelt der Band unter jenem schönen Titel- Versuche der Erinnerung, in denen Ariès immer wieder die eigene Biographie zum Ausgangspunkt und Motor seiner Analysen nimmt.

Der erste und zugleich schönste der Texte beginnt wie ein Roman von Jules Verne - "...eine ganze Stadt sehr hoch erhitzt und bei lebendigem Leibe verbrannt"-("die französischen Autofahrer von heute hätten mehr als zwei Jahre zu tun, um etwas Vergleichbares zu erreichen"). Virtuos bereitet Ariès die letzten Tage und

Stunden der Stadt vor dem Leser aus, beschreibt die Vorboten des Unglücks, die atmosphärischen Veränderungen, die Weigerung bis zuletzt, diese Zeichen zu "lesen", als noch Gelegenheit zur Flucht war. Stattdessen drängte sich am Morgen des Unglückes eine unüberschaubare Menschenmenge in und um die Kathedrale - "die dann im Augenblick der Explosion aus der Kirche ins Freie gestürzt sein muß, denn man hat ihre übereinanderliegenden Leichen rund um die Ruinen des Gebäudes gefunden". - Seine Mutter gehörte zu den wenigen Überlebenden. Sie war kurz zuvor mit ihrer Familie von St.-Pierre zurück nach Bordeaux gezogen und so dem Unglück entgangen.

Rund 50 Jahre nach dem Untergang St.-Pierres, der für seine Eltern eine Art Nullpunkt der Zeit markiert, reiste seine Mutter noch einmal in die verlorene Stadt, um diesen Zeitgraben, diese Parenthese zwischen einem "vor" und "nach" der Katastrophe aufzulösen. Damals nicht wieder aufgebaut, kann man noch heute den Blick frei über die Grundfesten der Stadt schweifen lassen. Auch der kleine Fleck, der sich inzwischen im Ortskern eingeknistet hat, unterstreicht die Opulenz der Ruinen mehr, als daß er sie vergessen macht.

Nicht alle Texte sind von derselben erzählerischen Anmut, und schon im zweiten Aufsatz wird Ariès prosaischer.

"Das Geheimnis" ist in erster Linie eine Genealogie seines Werdegangs. Vom Maurras'schen Positivismus zur "Schule der Annales" - zu deren Ältervater er inzwischen gehört, spannt sich der Bogen. Die "Annales" um Marc Bloch und Lucien Febvres versuchten Ende der 30er, gegen die Tradition eine Geschichte der Mentalitäten zu schreiben; bei Ariès heißt das vor allem Geschichte im Stil eines anekdotischen Impressionismus, der auch weit ausholende, mehr von der Idee als der Genauigkeit getragene Interpretationswürfe erlaubt, beispielhaft vorgeführt sicher in seinen beiden Hauptwerken "Geschichte der Kindheit" und "Geschichte des Todes".

Es folgen ein Kapitel über "Die Sehnsucht nach dem König" in Frankreich, "Ähnlichkeit" als historischer terminus und "Das Kind und die Straße - von der Stadt zur Anti-Stadt" als Ergänzung seiner Geschichte der Kindheit. Alle Aufsätze sind bereits früher (in Frankreich) veröffentlicht worden, - Auswahl und Zusammenstellung bestimmte hier allein ihr biographisches Moment. Der letzte der Texte hat zum Titel "Empfängnisverhütung in früherer Zeit". Ariès plaudert darin vergnüglich über Zeiten, als man Kinder noch wie Weizenkörner in den Windsäte und Historikern, (die in der Regel keusche Menschen sind), eine Verwechslung zwischen Erotik und Empfängnisverhütung unterlaufen konnte.

Kein Vagabundieren an den Grenzen des "Udenkbaren", nichts, was beunruhigt oder erregt - es ist die gefällige Art, in der Ariès in seinen Texten gemeinbekanntes mit der kleinen Provokation, die Anekdote mit dem sicheren Urteil mischt. Auch wenn - was so legitim wie schade ist, Ariès hier immer mehr Historiker als Geschichtenerzähler ist.

Schah von Bla

Philippe Ariès : Saint-Pierre oder die Süße des Lebens. Versuche der Erinnerung. Wagenbach Verlag, Berlin 1994, Reihe Kleine Kulturwiss. Bibl., 28 DM(?).

2. Ein gelungener Versuch zur Harmonie von Sprache und Musik

“Worte haben eine Bedeutung. Musik-töne ebenfalls. Was geschieht wenn sich die beiden mächtigen Systeme zusammenschließen?”

Die einfache Antwort auf die Frage wäre: es entsteht der Gesang, die Oper. Doch das, was wirklich geschieht im Zusammenspiel dieser beiden Bereiche, das, was dem Zuhörer geschieht versucht dieses Meisterwerk an Buch “Der Virtuose” zu vermitteln. Der den Gesang ausführende ist der junge Karstrat Gaparos Contis. Allein durch den Klang seiner Stimme gelingt es diesem seine Zuhörer zu verzaubern, ekstatisch in Trance zu versetzen. Seine Begabung, als auch sein von Schönheit geprägter Anblick, läßt jedes Herz, sei es männlich oder weiblich dahinschmelzen. Der jungen Contessa Carlotta gelingt es die Zuneigung des Bewundernden zu gewinnen und sie beginnt ihn mit aller Liebeskunst zu umschmeicheln und zu umgarnen. Mit klopfendem Herzen und erregt bis aufs äußerste lauscht sie Abend für Abend diesem “Wunderwerk einer Stimme” und beginnt ihn, als auch die Musik immer mehr für sich einzunehmen. Kann jedoch Liebe nur auf Bewunderung, fast Vergötterung basieren? Ist sie so nicht automatisch zum Scheitern verurteilt? Sie fühlt sich in seiner Gegenwart als Teil eines Wunders, traut sich kaum zu atmen, immer in der Angst, dieser Traum könne bald vorüber sein. Der Leser begleitet sie und Gasparo, das Wunderkind, durch ein paar rauschhafte Wochen voller Klänge und Gefühle.

Musik und Liebe treffen in diesem Roman gnadenlos aufeinander, gehen ineinander über, werden eins. Für die Schriftstellerin Magriet de Moor sind “Triller Offenherzigkeit, Sechzehntel-passagen völlige Hingabe und der makellose Sprung zu einem zweigestrichenen b reines Vertrauen”. So wird die Musik in den Alltag, in das Leben des Menschen, hier in das der Contessa Carlotta mit einbezogen. Der holländischen Schriftstellerin gelingt es mit geradezu “musikalischer” Sprache dem Leser die Schönheit eines Musikstückes, einer Oper zu vermitteln und so

wird die Musik zu Sprache und das Erzählen zur Musik. Man glaubt während des Lesens einer schönen Oper zu lauschen, da selbst die äußere Form, der Prolog und das Intermezzo, aufgenommen wurden, um diese “Komposition” in Form eines Buches zu vervollkommen.

So sollte auch ein an Musik weniger Interessierter sich mitreißen lassen von der, Liebe und der Liebe zur Musik, von der “köstlichen” Beschreibung eines

Kußes und dem wunderbar beschriebenen Klang einer Arie, denn “Musik ist eine Sprache, die das Unsichtbare zum Ausdruck bringt und daher von jedermann verstanden wird”. Wem das alles noch zu “musikalisch” anmuten mag, dem seien trotz allem “harmonische” Lesestunden und die Freude am grandiosen Umgang mit der Sprache garantiert. gesa

Magriet de Moor: Der Virtuose. Roman, München 1994. 36,-DM

3. „Hühlfä!!! Hühlfä!!!“ - „Pollessai! Pollessai!“ für Josephine

Wohnen im Prenzlauer Berg ist nicht nur eine vielleicht bekannte Rubrik dieser Zeitung. Es ist eine Lebensbeschreibung vieler Studenten dieser Universität. Unterkommen im LSD-Viertel (Lychner-, Schliemann-, Dunckerstr.), im Zentrum des Prenzlauer Bergs um den Helmholtz-Platz zu finden, ist fast schon ein Privileg geworden: Nicht allzufern der Universität einen billigen Wohnplatz ergattert und doch mitten im alternativen Flair der vielen mitunter skurrilen Kneipen, Cafés lebend, zwischen noch besetzten Häusern und den vielen Alkis, die morgens an ersten Ausschankstellen sich sammeln. Leben pur fast vierundzwanzig Stunden lang; man braucht nur aus der Tür treten.

Das was heute wie ein Privileg erscheinen mag kennt andere Beweggründe sich anzusiedeln in früheren Zeiten. Die heutige Farbigekeit der bröckelnden Gebäude und der schrillen Men-

schentypen, die einem überall begegnet, hat eine graue Vorgeschichte des immer weiter voranschreitenden Verfalls in den Achtziger Jahren, der den Platz schaffte an verrottem Wohnraum für die nach einem Lebensort



suchenden (studierenden?) Jugend.

Wo war ein Ort das eigene Leben auszuprobieren und die anarchischen Zustände, vom Herbsthauch'89 über das Land gebracht, mit eigenen Ideen zu füllen?

Wohnheimwände oder die des Elternhauses wurden unerträglich eng und drohten den freigeordneten Lebenshorizont abzuschneiden. Und die süße Lust frei zu atmen, an öffentlichen Orten erstmals nun erprobt, drohte erstickt zu werden. Der Prenzlauer Berg kam uns zu Hilfe. Er bot den Platz in den vielen auf Abriß stehenden und leergezogenen Wohnungsrümpfen. Zusammengeklautes Mobiliar, sperrmüllreif und doch das einzig verfügbare, fließend kaltes Wasser manchmal ohne Hoffnung auf einen Abfluß, Strom und Gas war selten. Soviel

Wildheit kam nicht wieder: Stundenlanges extensives Reden über all die Unglaublichkeiten dieser anarchischen Welt um uns und in uns; plötzlich ins Leben gerufene Erkundungen der Dachwelt; Feierlichkeiten in schwindelnder Höhe auf leicht abschüssigen Flachdächern mit Zugängen über Bohlenstege plaziert auf Schrägdächern; ausufernde Essensrunden nahe der zwanzig hungrigen Münder, gekocht in unterschiedlichen Etagen eines Hauses; überraschende Besuche von lieben Menschen, die einen in dunklen Aufgängen doch gefunden hatten - die lichtbefluteten Fenster boten von gegenüberliegenden Hinterhäusern einzige Orientierungshilfe...

Aus der Not wurde der Prenzlauer Berg wieder bevölkert und hat in den letzten Jahren seine unverwechselbare Lebendigkeit entwickelt. Es wurde ein Ort der Anziehung, weil er ungeahnten Freiraum anzubieten hat, an dem zuge-

zogene Ostdeutsche mit zugezogenen Westdeutschen zusammenleben. Doch bleibt für alle Zugezogenen das Unvertrautsein mit dem eigentlichen

meintlich Nahestehenden zu ebendiesen, und streift den Alltag in seinen Gedankenschnipseln und Erlebnissen aufs erschreckende genau.

INTERN // "...alles im Griff/ auf dem sinkenden Schiff"?

Martina, Studentin der Kunstgeschichte und Freundin von J., berichtet von der tristen Stimmung an ihrer Hochschule: Lustlosigkeit ringsher (auch oder gerade bei den braveren Kindern des Landes); nicht zuletzt hervorgerufen durch die mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Mitteilung des "Lehrkörpers", daß Martina und ihre Mit-Studenten nur *sehr geringe* Aussicht haben, nach dem Abschluß irgendeine Arbeit in ihrem Fach zu finden. (M. hat noch zweieinhalb Jahre vor sich.) Das sieht sehr nach vorsorglicher Disziplinierung aus: "Wer sich nicht so oder so verhält, der ist - draußen!" Die Folge solcher schwarzen Zukunftsverheißungen scheint (nach Martina) allerdings nicht zu sein, daß lebhaftere Studententätigkeit einsetzt, sondern müde Passivität um sich greift. Martina hat ein "internes Papier" zu Gesicht bekommen, das von einer "studentischen Jugend" spricht, die "keinerlei Initiativen" mehr zeige - statt der wahrscheinlich erwarteten partei- oder staatstreuen Beflissenheit. Wieder einmal Ratlosigkeit auf dem RAUMSCHIFF ENTERPRISE! - Keinerlei Initiativen? Na, wartet! Ich gebe Martina meine Dali- und Max-Ernst-Bände mit, auch Bretons SURREALISTISCHE MANIFESTE, die sie mit verzücktem Gesichtsausdruck und begierig entgegennimmt; von Müdigkeit keine Spur.

(aus Adolf Endler "Tarzan am Prenzlauer Berg - Sudelblätter 1981-1983" Reclam Verlag Leipzig 1994, S. 252)

Stadtbezirk. Was war eigentlich vor 1989? Wer lebte hier und wie lebte er?

Adolf Endler, der wohl bis 1986 im Zentrum des Prenzlauer Bergs zubrachte, der 1979 aus dem Schriftstellerverband geworfen wurde und seitdem eine nur äußerst kärglich zu nennende Existenz führte - wohl einzig geschützt vor ärgeren Reglementierungen durch seine PEN-Mitgliedschaft, obwohl er weiter Bücher schrieb und diese im Westen erschienen, hat seine Tagebücher (Sudelblätter, wie er sie nennt) gesichtet. Und bietet mit seiner Auswahl aus den Jahren 1981 bis 1983 genau diese Beschreibung des *quartier*, wie man im bereits eingesetzten Verfall zu leben gewohnt war. Endler, der "Tarzan am Prenzlauer Berg" handelt als ein kompromittierter Schriftsteller, als ein fast in die assoziale Schublade der sozialistischen Gemeinschaft geratener, von geistiger Liane zu geistiger Liane, d. h. von geistig Nahestehenden und ver-

Beschreibungen von erstaunlicher Distanz zur eigenen existentiellen Bedrohtheit umgarnen den heutigen Leser und lassen auf behutsame Art das widerspruchsvolle Gemälde der Provinz DDR vor seinen Augen entstehen: Die intellektuellen Außenseiterexistenzen, wie die sozial Gescheiterten verleben ihren Alltag. Und viele Momente zeugen von der später tragenden Opposition, die im Wendeherbst zu plötzlich äußerst gefragten "Menschen in unserem Land" gewendet wurden (Poppe, Bohley oder Eppelmann z.B.).

Von den vielen im Pseudonym erschienenen einmal ganz abzusehen. Das Pseudonym verheißt noch heute nichts gutes über spätere Erfolge der nicht-genannt-werden-wollenden oder -könnenden. Provinz eben, man kennt sie noch heute.

Wer das Fortlebende sucht, das bei allem Neuangekommenen seit 1989 eben auch als Kontinuum fortwirkt und diesen Stadtbezirk prägt, der findet es in diesem Buch. Ob nun das kleinbürgerliche Vorderhaus beschrieben wird. Oder ob die nächtlichen Stimmen am Helmholtzplatz eine gedruckte Verewigung erhalten. Das ist noch immer das LSD-Viertel, wo sollten sie auch hingezogen sein...?

"Hüblfä!!! Hüblfä!!!" - "Notwehr! Is doch eindeutig klar: Notwehr is det!" - "...ummpp..." - "Pollessai! Pollessai!"...

"Schwarze" Szene der Kunst

oder auch:

Von der "Wahren Kunst" zur Kunstware

11.00 Uhr, November 1994, Köln-Deutz: Nach Parfum duftende, frisch gepuderte, schwarz gekleidete Menschen strömen in Richtung eines großen Backsteingebäudes. Sind sie in Trauer, zu bemitleiden, auf dem Weg zu einer Beerdigung eines Anverwandten? Doch von direkter Trauer ist auf den Gesichtern der leger gekleideten Menschen kaum etwas zu bemerken. Einem Unwissenden würden all diese Menschen, die sich Prozessionsartig immer mehr dem oben beschriebenen Gebäude nähern Rätsel über Rätsel aufgeben. Doch, was auch schon das kleinste Kind in Köln zu wissen hat, ist auch uns nicht unbekannt: Zum 28. Mal findet in Köln die internationale Kunstmesse "ART COLOGNE" statt. Galeristen stellen Kunstwerke von Künstlern "mit und ohne Namen" aus. (Von Kirchner über Picasso bis hin zu Beuys.) Doch bleibt jetzt noch die Frage offen: Ist es Pflicht, sich in schwarzer Kleidung zu einer solchen Veranstaltung zu begeben? Wird vielleicht sogar um die jungen Künstler getrauert, die welche nicht die Ehre hatten hier auszustellen? Doch da nur strahlende, lachende und frohgemute Gesichter zu sehen sind, wird auch dieser Gedanke verworfen. Da bleibt nur noch die Überlegung an eine Maskerade, einer Verkleidung, die in den "künstlerischen Atmosphären" angesagt zu sein scheint. Unser fiktiver Unwissende liegt gar nicht so falsch mit seiner letzteren Annahme. Denn wir, die "Kunstinteressierten" wissen mehr: Ein Kunstkenner und nicht nur "Kenner", sondern ein sich völlig zu dieser Szene dazugehörig fühlender, sozusagen ein absolut integrierter trägt schwarz: Schwarzes Leinen, schwarze Seide, schwarzes Leder schwarz, schwarz, schwarz... Den Grund für diese Maskerade kennt keiner 80 genau. Nahe liegt der Gedanke, daß die Farbe schwarz als neutraler Zustand am wenigsten ablenkt von all den ausgestellten Kunstwerken. Doch auch das nur eine Vermutung. Folgen wir nun den schwarzgekleideten Menschen und betreten die große Eingangshalle, in der so gut wie alle Kunstzeitschriften der Welt ausgestellt sind und zum Kauf angeboten werden. Berichte über Künstler und die Szene.

Die Betreiber des "Magacin PLage" versichern mir allerdings immer wieder, ihre Zeitung sei kein "Art-Magacin", sondern ein "Artist-Magacin": Künstler gestalten unter einem bestimmten Motto eine ihnen zustehende Seite im "Magacin-Plage". Die Idee ist gut, aber sind 100,— DM wirklich angemessen? Inzwischen hat sich jeder Besucher mit einem "ART COLOGNE"-Katalog bewaffnet und begibt sich auf den Marsch entlang der Bilder, Skulpturen und Plastiken. Will man sich richtig informieren, neue, aktuelle Künstler kennenlernen, so reicht kaum ein Tag dafür aus: Eine unglaubliche Vielzahl an Kunstwerken sind in drei riesigen Hallen ausgestellt. Galeristen aus aller Welt zeigen hier ihre "Freude am Entdecken und am Vermitteln von Kunst", wie es

im Vorwort des Kataloges genannt wird. Ist es wirklich das, was die rund 320 Aussteller, von denen 124 aus dem Ausland kommen reizt alljährlich den weiten Weg nach Köln zu machen? Schwer fällt es das "Engagement", das dem Katalog zufolge "allen ausstellenden Galeristen gemeinsam ist", zu bemerken: Gelanweilt lümmelt man sich in den Designersesseln, greift ab und zu in die eigens dazu aufgestellte Glasschale, um sich ein Gummibärchen nach dem anderen in den Mund zu schieben, greift wichtig zum Telephon, blättert in Zeitschriften und führt tratschende sog. "Kunstgespräche" mit seinen Kollegen. Munter und engagiert wird "der Galerist" naht ein "echt" interessierter Kunde, ein Sammler oder gar eine als wichtig erscheinende Person. So berichtet ein Galerist einem ergrauten, bezopften, in schwarzem Leinen gekleidetem Herren von seiner "langjährigen Kunsterfahrung" und nennt dabei fast wie nebenbei Preise, die sich sehen lassen können... Es ist nicht einfach, sich bei einem Rundgang durch die Messehallen ausschließlich auf die dort ausgestellte teilweise wirklich hervorragende Kunst zu konzentrieren, ohne wie oben genannte Gespräche einfach zu überhören. Ist die Kunst wirklich schon zum reinen Vermarktungsobjekt geworden? Geht es den Vermittlern der Kunst wirklich nur noch darum zur "Szene" zu gehören? Vor allem junge Galeristen präsentieren sich geradezu in dem zu ihrer ausgestellten Kunst passenden Outfit: Dem "TechnoLook"... Doch die Entwicklung zu einem ausschließlich preisorientierten Kunstmarkt schreibt ein an meinen Sorgen interessierter Galerist zum Beispiel auch dem Kunden zu. Er nennt es "Hören statt Spüren", da die Kunden sich oftmals nur telephonisch nach Künstlern "mit Namen" und deren Preislage erkundigten, anstatt sich von der Kunst selber "verführen" zu lassen. Gekauft wird Kunst vornehmlich von großen Unternehmen, kaum noch von "wirklichen" Sammlern.

Mir, die ich ursprünglich aus reinem Kunstinteresse auf die Messe kam, bleibt nur die Hoffnung für die Kunst, die Künstler und die gesamte Kunstszene, in dem ich den Worten des Galeristen Georg Nothelfers Glauben schenke. Dieser versichert, daß immer mehr Galeristen und auch Künstler sich nach den "alten Zeiten" zurück sehnen; die meisten Galeristen hätten die "Zahl ihrer jährlichen Ausstellungen reduziert, um die Zeit für Gespräche mit Künstlern und Sammlern zu finden, sich mit der Kunst selber wieder mehr auseinander zu setzen.

Hoffen wir also auf diese positive Bilanz. Sicher wäre der Schritt von der "Kunst-Ware" zurück zur "wahren Kunst" für den ein oder anderen Galeristen als auch Künstler eine harte existenziell bedrohliche Situation, ist jedoch meiner Meinung nach nur zu wünschen.

U-Bahn-Zombies

Die toten Augen von Berlin

Das Grauen ist unter uns, genauer in den lichtlosen finsternen Tunneln der ebenso schlicht wie vielsagend Untergrund-Bahn genannten Linie des Schreckens. Das Unsagbare heißt Berufsverkehr der BVG

Morgen für morgen, lange bevor sich in der lichtdurchfluteten Oberwelt die Nebel heben, spinnen Mächte der Finsternis ihr unsichtbares Netz in den Linien der U-Bahn und schlagen Reisende in ihren Bann. Wagenladungen voller bedauernswerter Geschöpfe, ihres Blickes beraubt, schießen durch die Finsternis, gefangen in goldgelben Käfigen ohne Möglichkeit der Flucht - so bleibt nur die innere Emigration.

Im Banne des Unheimlichen

Die Untoten des Untergrundes sitzen sich in den Abteilen gegenüber, und sehen sich doch nicht. Leere Augenhöhlen glimmen im Dunkeln, glubschen gebannt auf Dinge. Ein Staubkorn auf dem Boden, filigran und undurchschaubar, zieht die toten Blicke magisch an. Andere wieder starren aus den schwarzen Fenstern des Waggons auf vorbeisirende Putzstreifen. Werbetafeln, sonst nie beachtet, bieten nun Gelegenheit zum leise vor sich hin buchstabieren. So wie der kurze Satz über die Unverzichtbarkeit dieses oder jenes Haarwuchsmittels, der sich nun in das jeglichen Intelligenz-Schutzes beraubte Gehirn bohrt.

Gestiert wird auf Schuhe und Schritt des Gegenüber, auf Brust und Dekolleté wagt sich der fibrige Blick. Doch niemals werden ihre Blicke sich kreuzen, denn Zombies fürchten die Kreuze. Oder fürchten sie die Pickel im Gesicht des anderen, oder ihre eigenen?

Geweihtes Papier

Viele der Gebannten scheinen sich der abschreckenden Wirkung ihres toten Blickes nicht sicher, und so verkriechen sie sich schutzsuchend hinter Schilden aus undurchdringlichem Papier. Als wäre es mit geheimem Zauber geweiht, sind auf dem Papier riesige schwarze Zeichen zu finden und viele rote Balken. „Mutige Oma verjagt Sex-Gangster“ brüllt

es hundertfach lautlos durch die Wagenreihen. Die Gesichter dahinter, die nur manchmal kurz prüfend hervorschießen, ob auch niemand mitliest, sind so unendlich leer. Sie haben keine Fragen mehr.

In den Waggons ist es meist unheimlich still. Lediglich unterbrochen wird das gleichmäßige Rattern vom Kreiseln über Weichen oder vom Stottern über Schottern. Kein einziges menschliches Wort dringt durch das Gewaber der Lethargie. Kein einziges Lachen scheint den Bann lösen zu können.

„Erhebt Euch, Knechte!“

Und doch hat er einen Meister: die nächste Station. „Hallesches Tor! Beim

Ein- und Aussteigen bitte beeilen!“ ruft der Schaffner und scheint doch „Erhebt Euch, Knechte!“ zu rufen. Plötzlich ein Schieben und Drängen, ein Fluchen und Schreien. Man sucht sich vor allzu schmerzhaften Body-Checks zu schützen. „Kampfomas“ zücken ihre Ellbogen und Regenschirme, kämpfen sich den Weg zum Ausgang oder zum Sitzplatz frei. Die Türen werden zum Nadelohr, die davor Wartenden zu Schlinge, die sich unbarmherzig zuzieht. Drinnen sind derweil andere Prioritäten gesetzt. Nun nimmt doch ein jeder sein Gegenüber wahr, schaut ihm ins Gesicht, erkundet Schwachstellen im Kampf um den Sitzplatz - vielleicht zu alt oder eine Krücke? Alles kann von Vorteil sein. Gnadenlos genutzt wird jede Lücke in der Sitzverteidigung. Jeder Stehplatz ist ein heiß umkämpfter. Die Luft ist angstschweißgeschwängert, von irgendwoher zwängt sich Döner-Duft in die Nase - und das am frühen Morgen!

Ich muß aussteigen, der Alptraum hat ein Ende! Der Weg zur Treppe wird zum Triumphmarsch, Licht am Ende des Tunnels, Vögel zwitschern - dem Fluch entronnen, bis zum nächsten Morgen...

ojoff

Eisenbahn fahren

Eigentlich besitze ich in aller Regel keinen Fahrschein, wenn ich mit der BVG verreise. Zugegeben, das birgt seine Risiken, insbesondere haben die Kontrolleure nun wegen der drastischen Verlängerung der Fahrzeiten länger die Chance mich zu erwischen. Insofern muß ich meine ablehnende Haltung zum Fahrscheinkauf sicher überdenken. Aber, viel viel schlimmer, es plagt mich auch das schlechte Gewissen. Wenn ich früher mit der Straßenbahn zur Universität fuhr, kostete das 3 Mark, und ich war in 25 Minuten am Ziel. Kein besonders verlockendes Angebot. Folge: Schwarzfahren nahm Überhand. Jetzt hat sich die Situation grundlegend gewandelt: Weil meine Straßenbahn nicht mehr zur Uni fährt, bin ich auf eine Kombination von Bus und Straßenbahn oder Straßenbahn und S-Bahn oder Bus und U-Bahn angewiesenen. Im ungünstigsten Fall bin ich nach 45 Minuten in

der Uni im günstigsten dauert es 75. Jetzt bekommt man endlich was geboten für sein Geld! Mindestens 45 Minuten für nur 3 Mark. Und sogar mit Umsteigen. Da braucht eigentlich niemand mehr zu betrügen. Auch ich bin jetzt mehr denn je gehalten, meinen Eigennutz dem Gemeininteresse unterzuordnen. Ich fahre nie wieder schwarz. Noch dazu kann man sich ja jetzt gesund erhalten, weil man weiter zur nächsten Bahn joggt und häufiger umsteigt. Ein solcherart durchtrainierter Körper ist übrigens nicht nur bei der Besteigung des Everest, sondern auch beim Warten auf eine verspätete S-Bahn auf einem winterlichen Bahnsteig von Vorteil. Mir ist allerdings aufgefallen, daß es der BVG bisher nicht gelungen ist, solche Positiva in ihrer Werbekampagne herauszustellen.

Neulich jedoch zweifelte ich fast, ob die geschilderte Entwicklung wirklich

in vollem Umfang zu begrüßen ist oder nicht auch einige Wermutstropfen dabei sind. Zu allererst habe ich natürlich Bedenken, wie am Heiligabend die Weihnachtsmänner ihren Plan erfüllen sollen, wenn sie sich nur beim Bahnfahren vergnügen. So schwer diese Bedenken auch wiegen, werde ich aber zum Glück Weihnachten in Thüringen feiern und bin voraussichtlich nicht von der Weihnachtsmannverspätung betroffen. Der zweite Nachteil, die Unkalkulierbarkeit der Reisezeiten, traf mich aber selbst, als ich kürzlich auf dem Weg zum Bahnhof Lichtenberg war. Da noch sehr viel Zeit bis zur Abfahrt meines Zuges war, kaufte ich mir eine Zeitung in der Friedrichstraße, um mir das spätere Warten und die Zeit in der S-Bahn zu versüßen. Eigentlich begann alles nach Plan: Ich wartete ein Viertelstündchen auf die S-Bahn, die dann zum Glück nur bis zum Alex pendelte. Bei diesem Pendelvergnügen kamen auf jeden Sitzplatz ca. 5 Fahrgäste - geteilte Freude ist doppelte Freude. Die nächste Reiseetappe führte mich zum Hauptbahnhof. Dort stieg ich versehentlich in die verkehrte S-Bahn. Eigentlich bin ich dann ja selbst schuld, daß ich meinen Zug verpaßte. Als ich jedoch die falsche Bahn bestieg, hatte ich noch 40 Minuten Zeit bis zur Zugabfahrt. Dies sollte sich als zu wenig zur Korrektur des Fehlers erweisen. Nachdem nämlich meine Bahn in falscher Richtung aus dem Ostkreuz ausfuhr, bemerkte ich das Unglück. Auch die Bahn stutzte, hielt an und blieb für 20 Minuten in Sichtweite des Bahnhofs Rummelsburg stehen. Alle Mitreisenden freuten sich natürlich, doch ich hatte bezüglich meines in Lichtenberg abfahrenden Zuges das Nachsehen, hatten wir doch auch schon am Ostkreuz 10 Minuten gewartet. In solchen Situationen wird man dann leicht ungerecht. Selbst ich, in einem anfänglichen Anflug von Verzweiflung schob die Schuld der BVG zu.

Was hat die eigentlich damit zu tun? Wer ist denn in die S-Bahn nach Erkner eingestiegen? Die BVG oder ich? Deshalb: Nicht unruhig werden, wenn die Reise zur Universität länger dauert als vorhergesehen! Ein verpaßtes Hauptseminar ist sicher zu verschmerzen, ein durch Hektik verursachter Herzinfarkt wohl nicht.

Li



KleinAnzeigen

Humboldt-Spektrum - die Zeitschrift für Forschung und Wissenschaft
Nr. 2/1994 ist soeben erschienen.

Es wird berichtet über:

- Molekulare Bibliotheken (J.Schneider-Mergener/A. Kramer),
- Virus-Reaktivierung bei immungeschwächten Patienten (D.H.Krüger/S.Prösch),
- Mechanische Herz-Assistenz / Pumpen (F.R.Waldenberger/H.R.Laube),
- Lebensformen in Deutschland / Familienentwicklung (H. Bertram),
- Sanierung schwermetallbelasteter Böden (R. Metz),
- Chronische Schmerzen und deren Therapie (H. Flor),
- Komik im „Lalebuch“ (H. Neumann/W. Röcke),
- Wissenschaftsgeschichte: Gustav von Schmoller (R. vom Bruch),
- das Institut für deutsche Sprache und Linguistik / Porträt (N. Fries).

Humboldt-Spektrum ist an den Kiosken im Hauptgebäude und im Bettenhochhaus der Charité zum Preis von 10 DM erhältlich.

Anfragen auf regelmäßigen Bezug richten Sie bitte an: Forschungsabteilung der HU, SG Wiss. Publikationen, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, Tel.: 2093-2945, Fax: 2093-2644.

nabe-stehend Frauenporträts von Thekla Ehling

Eine Fotografeausstellung vom 18. Januar 1995 bis 17. Februar 1995

Ein hartes „Klack“ durchbricht die vorher gewissermaßen entspannte Atmosphäre. Versteinert fühlt man sich und möchte genau diesen Moment rückgängig machen um noch einmal eine Chance zu bekommen, aber dann mit Vorankündigung.

Wer kennt ihn nicht, den Augenblick in dem sich die Kamera auf das eigene Gesicht richtet und man noch im letzten Sekundenbruchteil versucht die Schokoladenseite zu zeigen. Auch Thekla Ehling (Fotografie-studentin bei Arno Fischer an der FH Dortmund) kennt diesen Augenblick, doch von der anderen Seite, nämlich der hinter der Kamera. Sie will jedoch die Schrecksekunde des Photographierens umgehen. In Gesprächen und langen Auseinandersetzungen mit den von ihr porträtierten

Frauen schafft sie eine Situation, in der es weniger auf optimale Präsentation als auf die hundertprozentige Präsenz der Person ankommt. Die Kamera wird einerseits zur Nebensächlichkeit und andererseits zur Herausforderung, ihr unverstellt gegenüberzustehen. Der ehrliche und offene Blick, der sonst hinter gezielter Mimik verborgen bleibt, wird aus nächster Nähe in Thekla Ehlings Fotografien gebannt. So bedeutet „nahe-stehend“ für sie beides: die persönliche Verbindung zu den porträtierten Frauen einerseits und andererseits das räumlich 'nah Gegenüberstehen' der Kamera und der Person.

Genau diese Situation des 'Nahestehens' wird durch das kleine Format der Porträts im Moment des Betrachtens wiederbelebt. Ihre ruhige und einfühlsame Bildsprache fordert einen fast intimen Dialog zwischen beiden Seiten und leistet damit einen aufrichtigen und eigenwilligen Beitrag zum immer wieder aktuellen Thema 'Bild der Frau'.

Kleine Humboldt Galerie (im linken Seitenflügel des Hauptgebäudes,

Unter den Linden 6), Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag 12 bis 18 Uhr.

Eröffnung am Dienstag den 17. Januar um 19 Uhr.

Simone Förster



Den ersten Teil (UnAuf 62) hab ich geschrieben, bevor ich in Bremen live vor Ort war. Anderthalb Tage und seit dem mehrstündigen abendlichen Gesprächs- und Diskussionsversuch weiß ich nicht mehr, was ich schreiben, wo ich, ob ich überhaupt noch mal anfangen soll. Versuche gibt es nach Günther Kahrs nicht, entweder ich tue etwas

nicht, was danach kommt; warum sollte er Angst vor etwas haben, was er nicht weiß, das ist müßig! Apropos Angst: Angst ist ein etwa so wichtiges Wort wie Herrschaft und das nicht ohne Grund. Die eine funktioniert nicht ohne die andere: Herrschaft ist Macht nur über Menschen, die Angst haben. Die Gesellschaft, die Menschheit ist ein abge-

ist Glauben und die Gewißheit, da zu sein.

Der Kreis ist geschlossen oder besser: es gibt keinen. Günther Kahrs befindet sich außerhalb der Worte. Alles, was er sagt, widerspricht sich. Aber nur deshalb, weil er überhaupt etwas sagt. Und, weil ich mit *meinem* (unfertigen) Weltbild es verstehe, auffasse, bewerte. Weil

"Reden ist müßig...!"

oder ich tue nichts. Ich kann nicht versuchen, aufzustehen, entweder ich stehe auf oder ich bleibe sitzen.

Ich werde trotzdem versuchen, die Ansichten von Günther Kahrs halbwegs verständlich darzulegen (verständlich i. S. von dem, was gesagt, nicht dem, was gemeint wird), obwohl er selbst es für müßig hält, „zu reden über das, was man tun will, statt es zu tun“, Günther Kahrs äußert sich nicht in Worten, sondern in Aktionen, und die kommen „nicht aus dem Kopf, sondern aus dem Bauch“.

Er hat sich darauf eingelassen, mich meine Fragen stellen zu lassen, aber er sagt auch: „Fragen sind Antworten“, sie sind schon Berechnung und Erwartung von bestimmten Entgegnungen. In der Tat - solange ich immer wieder frage, kommt etwas zurück, was mich entweder sprachlos macht oder entrüstet, aber ich komme nicht ran: Jeder hat seine Wahrheit, ich habe meine und du hast deine, es gibt nicht *die* Wahrheit.“ „Meine Sicherheit bin ich selbst, daß ich da bin und lebe, also tue, auf dieser Erde.“ Er ist frei, weil er zu sich selbst gekommen ist, weil er seine Mitte gefunden hat, weil er, was aus dem Bauch kommt, sofort Handlung werden läßt, ohne es vorher durch den Kopf wie durch einen Fleischwolf zu drehen, wo es sich letztendlich auflöst. Als ich frage, ob er es gut findet, im Affekt zuzuschlagen, höre ich, daß es gut und schlecht nicht gibt, daß er nicht schlägt, daß er nicht *gegen* etwas ist - er ist nur *für* etwas, und zwar ist er für das Leben, er macht, was gut für ihn ist, andere sollen machen, wovon sie glauben, daß es gut für sie ist. Und wenn, was andere für gut halten, gegen ihn läuft? - Das sind Spekulationen, aber Angst hat er nicht, denn wovor sollte er Angst haben, er ist frei und hat nichts zu verlieren, außer seinen Körper, sein physisches Leben, aber das ist ja nicht alles von ihm und er weiß ja

Günther Kahrs Teil 2
Günther Kahrs Teil 2

schlossenes System von Herrschaftsstrukturen zwischen unfreien Menschen, die nicht zu sich selbst gekommen sind. Menschen haben Angst, wenn sie nicht frei sind; sie brauchen dann Sicherheiten von außen, die da sind: Regeln, Grenzen, Festlegungen, Bestimmungen, Verbote, Gesetze, Moral. Dazu brauchen sie Worte, Diskussionen, Erziehung, und auch die Wissenschaft ist nur Machtmittel der Herrschenden, um die Energie, die aus der Unzufriedenheit von Menschen erwächst, von potentiellen Aktionen gegen das System wegzuleiten in harmlose verbale Auseinandersetzungen, Wortgefechte, wissenschaftliche Analysen, Bewertungen, Belege, Statistiken... Mir bleibt die Luft weg, bevor ich daran denke, wie die letzte Sitzung der Fachschaftsinitiative Philosophie ablief, deren erster Tagesordnungspunkt (TOP) das Problem ansprach, daß es keinen Studentenkandidaten für die unmittelbar bevorstehende Institutsratswahl gibt und von der Handvoll Anwesender sich nicht einer angesprochen fühlt, wobei sich jeder der Wichtigkeit eines Studentenvertreters bewußt ist...

Ja, aber...! Auch „ja, aber...“ gibt es nicht für Günther Kahrs. Alles, womit ich ihn festlegen will, versagt. Er scheint zu schweben in einer Realität, die weder Raum noch Zeit kennt: „Erfindungen. Worte, die einteilen und damit Herrschaft ausüben.“ Worte, zu denen er nicht steht, nicht stehen muß, weil er sie nur nach außen abgibt, für mich. Weil ich hergekommen bin, um ihm Fragen zu stellen. Aber „Reden ist müßig“. Handeln ist alles. Und auch nur heute. Gestern und morgen gibt es nicht, weil vorbei oder bloße Spekulation. Es gibt kein Wissen. Alles, was übrigbleibt,

ich *meine* Maßstäbe anlege, die aus einer „intellektuellen“ oder auch nur eben wortlastigen Grundeinstellung kommen. *Ich* frage, was ich morgen tun werde, *ich* lebe in einem politischen System, *ich* lese Theorien über Gesellschaftsveränderung, *ich* habe mir vorgenommen, einen Artikel zu schreiben über jemanden, der sich nur über Taten darstellt, sich über Taten versteht und verstehen läßt. Wenn es dabei ein Problem gibt, dann ist es nur meins, oder sogar ich bin es. Das ist alles. Ich habe in meinem Studium mal gelernt, daß totalitäre Theorien nichtsagend sind, weil sie alles umfassen wollen und damit keine Unterschiede mehr zulassen zu einem Anderen. Günther Kahrs sagt, alles ist möglich, alles ist gut, solange es nur einen gibt, der es für gut hält. Was er will? Doch, er will auch was (meine Wertung): die Menschen verwirren, er macht spontane, unangekündigte Aktionen auf der Straße, mit den Menschen, die dort leben: Junkies, Alkies, Obdachlose, Nutten, Stricher; er bastelt Collagen zusammen, die keinen Zusammenhang haben, und klebt sie an Häuserwände, „Desinformation“ nennt er das. Am liebsten würde er die „Ödnies“ ins Chaos treiben, so weit bis sie nur noch zu sich selbst flüchten können, um frei zu werden.

Er bleibt sich *treu am Ende*. Ich kann nicht mehr diskutieren, es gibt keinen Angriffs-, nicht mal einen Ansatzpunkt. Es bleibt dabei: er hat seine Wahrheit und ich habe meine. Und ich glaube, daß ich in meiner Freiheit nicht so ganz alleine bin mit mir.

rebus

Wer Günther Kahrs erleben, wer mitmachen oder zugucken will, wende sich an das Büro für Lebensfreude KGB³, Günther Kahrs, Ostertorsteinweg 88/89, 28203 Bremen.

Kreuzwort?

1	2	3	4	5	6		7		8	9		10	11	12	
13						14			15		16				
17			18						19						20
21		22			23			24				25			
		26		27				28			29				
30		31					32				33				34
35	36			37		38				39			40		
41			42			43			44			45			
46		47			48			49				50		51	
52					53						54			55	
		56		57				58		59					
60	61					62	63							64	65
66				67	68				69			70			
71			72		73				74			75		76	
77				78		79					80				
81			82						83						

Horizontal:

1. Präpositionsverbindung, wenn's aus ist; 7. leber(un?)freundliches Ungeziefer; 10. zu 25. horizontal gehörig; 13. weiblicher Vorname: „Gott ist mein Licht“, auch konstruierbar aus Dickhäuter-Anfang und Balzac-Vorname ohne Anfang; 15. nicht ganz 'n Zehner; 17. kurz gezogenes Aufgußgetränk; 19. den Ahnen gleich; 21. germanischer Wurfspieß mit Vokalansatz; 23. Enthaltbarkeit; 25. Darmausmündung; 26. ob heilig oder in der Flasche: flexibel einsetzbares Gespenst; 28. am Ende verstärktes Blumengebinde mit musikalischem Talent; 31. (hoffentlich) medizinisch Gelehrter; 32. kleines, aber bodenständiges Körperteil; 33. weibliches UFO; 35. meridianbegrenzender Teil der Politik; 37. ungefüllt mal 1 000 000; 40. 21. horizontal ohne Vokalansatz; 41. Ober-

bürgermeister in Sibirien; 42. erstes Stadium eines Eintänzers; 43. Verkehrsmittel zwischen den Regionen; 44. schleswig-holsteinische Flußverbindung zur Elbe; 46. französischer Vorrat an Zurückhaltung; 49. römischer Truppenverband ohne lateinischen Löwen; 50. Verantwortlicher für die Liebe der alten Griechen; 52. strang-bildende Fettart; 53. macht aus Theorien Ideologien (nicht ohne Verlust); 54. metallischer Teil des Snob; 55. im Zentrum von Ilse das Ende vom Hals; 56. er mußte erfahren, daß Gold nicht glücklich und Dummheit Eselohren macht; 58. Aufmerksamkeit für eine Grundziffer; 60. Verb zum Kälberferment; 62. Heilverfahrensgebäude; 64. Seemann ohne Kopf und Fuß; 66. im Code verschlüsselte literarische Form; 67. symmetrischer Langschwanzpapagei;

69. in Birma lebende Frau; 71. macht einen Großteil der Kosten aus; 73. 75. Risotto-Rest; 77. alkoholisches Getränk der U-Klasse; 79. Leichtmetall im Opal; 80. zwischen Gegen und esse; 81. Beginn allen Sehnsens; 82. datenspeicherndes Vogelprodukt; 83. Klient des Mandatsträgers;

Vertikal:
 1. Einspruchsrecht; 2. Reim auf Lolek und Bolek (mit weichem Ende); 3. beim Skat kleines Wort mit großer Wirkung; 4. Gerät des Heimwerkers und Zahnarztes; 5. ehemalige spanische Königin im sibirischen Fluß; 6. Frau mit mehreren Rollen in Ödipus' Leben; 7. Wortstamm eines Synonyms für die Steuerung; 8. gehoben für: beim Anblick unschöne Empfindungen weckend; 9. Mensch mit Betonung auf dessen optischem Sinn; 10. Strecke vor dem Absprung; 11. Dramengestalt Brechts mit negativer Eigenschaft; 12. lateinischer Bogen; 14. alles, was übrig ist; 16. negierendes grammatisches Morphem mit Weltbedeutung; 20. Hochschule nach Sparmaßnahme; 22. wurscht; 24. dumm, aber belastbar; 27. „Smyrna“-Nachfolge; 29. Schmerzscrei an Radium; 30. Mord durch Bewegung; 32. Herrscher im Bizarren; 34. wenn's lebt, war's früher klein; 36. kellnernde deutsche Spielkarte; 38. Hilfsmittel für Laubpiepers Sonntagnachmittagbeschäftigung; 39. männliche Erna; 42. gibt es selten, und wenn doch, meist mit Anlage zum Irrsinn; 45. Trabant der römisch bezeichneten griechischen Göttin der Liebe; 47. Fluß auf Sam's Privatgrundstück in Afrika; 48. Weg im alten Rom; 49. Kaffeersatz; 51. Namensvetterin von 2. vertikal; 54. sprichwörtliche Eigenschaft des Bockes; 57. Desoxyribonukleinsäure in short English; 59. brutale Raubfisch-Filmstars; 60. umgangssprachlich für 65. vertikal; 61. Vereinigung von Adonis mit Berta; 63. zu einem Viertel verstrahltes radioaktives Element; 65. vorzeitiger Abgang einer Leibesfrucht; 68. nicht ganz ungekocht; 70. in der Mitte verstärktes Reinigungspulver; 72. fernsehtechnisch genutzte Kurzform des Teddys; 74. thüringisches Flüßchen an der (nach Spiegel) besten deutschen Uni; 76. Beginn einer Tendenz; 78. erste Hälfte des Teilzahlungsbetrages; 80. war alles mal, was dann out ist.

Viel Spaß!
 Auflösung der letzten Nummern kommen noch...

Meckerecke



zu „Die seltsamen Seminare des Dr. Axel Klätte“ in UnAUF Nr. 62

Richtigstellung

Die Habilitation von Dr. Klätte beschäftigt sich nicht mit der Rolle Rommels in Italien, sondern mit paramilitärischen Ausbildung der Jugend in der DDR.

Red. UnAUFGEFORDERT

Hiermit kritisiere ich die Darstellung der Studenten, die den Kurs „Luftkrieg über Deutschland“ bei Dr. Klätte besuchen.

Es bleibt Euch überlassen, den Dozenten zu kritisieren und dieses Recht will ich Euch nicht absprechen, dafür haben wir ja die Pressefreiheit.

Ich kritisiere jedoch die Darstellung der Studenten als „unmündige Kinder - die sich keine eigene Meinung bilden können“ - als „Deppen, die dem Dozenten nur nach dem Munde reden“ und schließlich als Gipfel der Frechheit als „Faschisten, die nichts anderes zu tun haben, den 2. Weltkrieg neu zu gewinnen und die Taten zu glorifizieren“.

Es gibt in diesem Kurs auch Studenten - und dazu zähle ich mich - die nicht immer der Meinung Dr. Klättes sind.

Wenn Ihr schon so einen Bericht verfaßt, sollte dieser Kurs als Ganzes gesehen werden.

Außerdem protestiere ich dagegen, daß meine Mitkommilitonen und ich zitiert werden und der Inhalt völlig aus dem Zusammenhang genommen wird - dieser Journalismus erinnert mich stark an die „Cäsar“-Presse.

Sollte der Verfasser Kritik üben wollen, so wäre es angebracht, dies an Ort und Stelle, d.h. im Seminar anzubringen.

Wir leben im 20. Jahrhundert und trotzdem erhält man den Eindruck, daß der 2. Weltkrieg immer noch in manchen

Köpfen ein Tabuthema sein möchte.

Ich betrachte dies als Heuchelei.

Thomas Sommer

Die zitierten Passagen entstammen nicht dem Artikel

Red. UnAUFGEFORDERT

Sehr geehrter Herr Schley, jot oder wie auch immer,

cooles Ding das, Ihr Artikel über Klätte in der 62.

Sehr informativ auch, wirklich. Aber dann dies...

Schöne Zitate vom Proff stehen ja drin, brauch ich ja nich nochmal aufwärmen. Klätte umgibt sich also mit Meinungen, „die nicht seiner Meinung entsprechen“. Tja der Arme; völlig hilflos den bösen studentischen Kriegsverherrlichern ausgeliefert. Aber wenigstens ohne „Nähe zum Nationalsozialismus“ oder Freude am Krieg der Deutschen gegen den Rest“ - wenigstens etwas. Klätte ist kein Nazi, klar; kein Militarist, klar; nur ein ARSCHLOCH.

Apropos Arschloch Schley! Noch ein paar Sätze an Dich! So ganz vom unkritischen Verfechter starrer Lehrsätze zu unabhängigem Redakteur. (bald ja völlig unabhängig weil hoffentlich ohne Stupakohle) Habe leider erst heute Dein Ding gelesen, war ja leider zum wiederholten Male blind um mich schlagend unterwegs.

Da wir zur Zeit sehr ausgelastet sind, musst Du Dich noch ein bißchen gedulden. Aber Du wirst noch rankommen - völlig natürlich, logo, Ehrensache. Für Terminwünsche bitte Telefonnummer wählen.

Tja soviel dazu.

Kommt jot eigentlich von idijot?

Joe

Antifa-Referat des StudentInnenparlaments der Humboldt-Universität zu Berlin

zu „Ein Gespräch mit der Präsidentin“ in UnAUF 61

Auszug aus dem Beschlußprotokoll der 19. Sitzung des Akademischen Senats vom 06.12.1994:

„Prof. Hansen gibt eine Erklärung zur letzten Ausgabe der Studierendenzeitung „UnAUFGEFORDERT“ ab. Er äußert seine Trauer und Bestürzung zu dem, was im Interview inhaltlich von den Studenten dargestellt wurde und fragt, ob diese Meinung repräsentativ für die Studenten sei. Frau Prof. Dürkop erklärt und begründet, warum sie auf eine Richtigstellung des Interviews verzichtet hat und erläutert den akademischen Mitgliedern den Hergang des Interviews.“

Während und nach dieser Sitzung fragten mehrere Mitglieder des Akademischen Senats bei uns nach, ob sie noch eine Ausgabe der UnAUFGEFORDERT Nr. 61 bekommen könnten. Wir möchten uns daher für die nachträgliche unaufgeforderte Werbung durch Herrn Prof. Hansen bedanken.

Gleichzeitig weisen wir darauf hin, daß die Antworten im Interview mit der Präsidentin von der Präsidentin stammen.

Red. UnAUFGEFORDERT

zu „Warum der Osterhase eines Tages den Weihnachtsmann erschlagen wird“ in UnAUF 62

Mit großer Bestürzung und Trauer habe ich Ihr sogenanntes Studentenblatt „Unaufgefordert“ Ausgabe Nr. 62 zur Kenntnis genommen. Von der minderen Qualität des Titelbildes und der diversen Schmierstücke, die zur Verunglimpfung des Weihnachtsfestes beitragen, soll hier nicht die Rede sein. Daß Sie als Vertreter einer orientierungs- und wertlosen Jugend derartiges von sich geben, mag nicht weiter überraschen, daß Sie sich aber von der amerikanischen dekadenten Filmindustrie einspannen lassen, ist sehr traurig und bedenklich. Denn nichts anderes als ein „Pakt“ - wie Sie es nennen - steckt hinter Ihrem im schlimmsten Bild-Zeitungs-Stil geschriebenen Machwerk über meine Person.

Es reicht ihnen scheinbar nicht aus, eine Ansammlung von falschen Fakten wiederzugeben (mein roter Mantel ist nicht Zeichen politischer Radikalität, sondern Ausdruck der Gottesfarbe rot - das Gewand des Messias -, die erste Gedichtzeile beginnt mit Nikolaus und nicht mit „Weihnachtsmann“, ein Autor namens Tolkien ist mir nicht bekannt, ich habe in meiner mehr als 2000jährigen Berufserfahrung noch nie ein Kind bestochen, und und und...), nein vielmehr haben Sie diesen Artikel zeitlich ganz bewußt veröffentlicht, um mir möglichst größtmöglichen Schaden zuzufügen. Wie sonst ist es zu erklären, daß unmittelbar mit Erscheinen Ihres Schmierensblattes das amerikanische Machwerk „Nightmare before Christmas“ in den Kinos des Abendlandes anlief, und beides wenige Wochen vor dem heiligen Weihnachtsfest. Daß Sie sich in diesen Krieg hineinziehen lassen haben, beweist Ihre fehlende Standfestigkeit. Haben Sie überhaupt keinen Respekt vor der historischen Größe eines christlichen Festes? Und es bleibt der Verdacht, daß Sie hier nicht allein handelten, dazu reichen Ihre Fähigkeiten nicht aus - decken Sie Ihre Hintermänner auf!

Eines kann ich Ihnen versprechen: Ihr offener Aufruf zur Ermordung meiner Person durch den gewissenlosen, dummdreisten, heidnischen, langohrigen, kapitalistischen, defätistischen und konsumgeilen Osterhasen wird nicht ohne Folgen bleiben. Ich habe bisher versucht, allen Menschen jährlich ein schönes, besinnliches und ruhiges Weihnachtsfest zu schaffen - ab

sofort nehme ich Sie - die „Redaktion des Studentenblattes Unaufgefördert“ - davon aus. Beim heiligen Nikolaus von Myra, Ihr seid verflucht!

Weihnachtsmann

Habe mit großer Freude Eure Kampfschrift gegen den Weihnachtsmann gelesen. Schön, daß Ihr es so genau vor Weihnachten hinbekommen habt. Den versprochenen Betrag wegen der Veröffentlichung habe ich Euch auf Euer Konto überwiesen. Schon jetzt: Frohe Ostern

Osterhase

zu Meckerecke,
Leserbrief H. Schinkel in
UnAUF 62

Liebe UnAUFGEFÖRDERTe!

Ihr neuerlicher Abdruck meines vorigen Leserbriefes in voller Länge kommt einer unabweislichen Aufforderung gleich: „Schreib mal wieder!“ wurde in Vorwendezeiten bundesamtlich landauf, landab plakatiert und suggeriert. Ich tu's staatsfromm auch heute, und UnAUFGEFÖRDERT ist ein Lieblingsadressat.

Da mein Bogen nur noch wenig Platz bietet, bleibt mir lediglich, frohe Weinachtstage und ein gutes anno domini 1995 zu wünschen.

Helmut Schinkel

Die Briefe von Herrn Schinkel haben keine Briefmarken.



IMPRESSUM

UNAUFGEFÖRDERT

Die Studentenzeitung der Berliner Humboldt-Uni.
Erstmals erschienen am 17. November 1989.

Redaktion:

Ingo Bach, Jens Schley (Chefredaktion), Franziska Ahles, Momme Ausborn, Klaus Kallenberg, Anke Kautz, Juliane Kerber, Alexandra Kolle, Georg Linde, Antje Meinhold, Ulrich Miksch, Rüdiger Neick, Gesa Rothbarth, Sylvia Wassermann, Julia und Stefanie

Kontakt:

Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10 099 Berlin
Hauptgebäude Raum 3022,
Tel.: 2093 2288
fax: 2093 2770

Redaktionsschluß:

6. Januar 1995

Satz: Roody

Fotos: Fisahn, Harre u. a.

Druck:

Contrast
Tempelhofer Damm 210
12099 Berlin
gedruckt auf Recycling-Papier

Nachdruck, auch auszugsweise, ist ausdrücklich erwünscht. Wir bitten aber um Quellenangabe und Belegexemplar.

Für alle Fakten besteht das Recht auf Gegendarstellung in angemessenem Umfang. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder. Kürzel werden nur von Redaktionsmitgliedern verwendet. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen

UNAUFGEFÖRDERT Nr. 64

erscheint am 6. Februar 1995

Die Redaktionssitzungen sind öffentlich: Dienstags, 18.00 Uhr, HG 3022.

Redaktionsschluß für die nächste Nummer:

27. Januar 1995

OH, SORRY, ICH DACHTE ICH SCHAFFS BIS ZUR DEADLINE

oder

WIE ICH MICH UNVERSTÄNDLICH AUF DEN NEUESTEN STAND DER ZWISCHENMENSCHLICHEN KOMMUNIKATION BRINGE.

Et Funkemariechen befindet sich auf dem Weg von Prag nach Berlin. Es ist Sommer, Hochsommer. Die Sonne brennt, die Menschen schwitzen. Unangenehm duftende Ränder auf den Hemdsärmeln, dicke regenbogenfarbene Schweißperlen auf den Vorderhäuptern der Mitreisenden.

Muß sowat sein?

Dann plötzlich Schwingungen im Abteil. Eine modern betuchte Dame beginnt einen Wortwechsel mit ihrem Nachbarn:

„Also mein **BODY** ist absolut überstra-

Gekünstle zu bemächtigen, um **UP-TO-DATE** zu sein. Doch vielleicht sollte man derartige Verurteilungen mit Vorsicht genießen und nicht voreilig mit Worten in die Menge werfen: **EAT IT OR DROP DEAD!** Vielleicht sind all diese Menschen, die diese deutsch-englische mixture bevorzugen, einfach anglophil. Es mag ihre Leidenschaft sein, sich mit englischen Vokabeln zu beheften. Passioniert ziehen sie die Beute aus ihrem fremdsprachigen Wortschatz an Land und vermarkten sie an sich selbst - oft leider unverständlich.

ich stell auf stur, entweder Du redest halbwegs normal mit mir oder ich werde Dir die englischen Begegnungen im deutschen Alltag einmal übersetzen.“

Da kommt Freude auf. Mit Schrecken stellt der **TRENDIE** fest, was er überhaupt in den Mund nimmt. Wie mag er wohl reagieren, wenn der Radiomoderator seinen Lieblingssong wie folgt ankündigt: „Und jetzt der Schlager *Rote Rechte Hand von Nick Höhle und seine bösen Samen aus den neuen Album 'Laf die Liebe rein'*.“ Welch ein Schock! Wahrscheinlich wären Hammer und Amboß

seines Gehörs blockiert, Übelheit und Herzrasen träten in Erscheinung (Könntet ihr bitte täten versuchen den Konjunktiv zu retten?)

Möglicherweise will man gar nicht mehr einander verstehen. Das ist mit zu großen Anstrengungen und Aufregungen verbunden. Bleiben wir kommunikativ verhüllt, bewegen wir uns zu-

nehmend in nebulösen Welten und adoptieren andere Sprachen. Das klingt schöner und zeugt von Bildung und am Ende eines zwiesprachlichen Austausches weiß der andere auch nicht viel mehr als zu vor. **Hauptsache wir haben miteinander kommuniziert und uns intentional illuminiert, wie ein Star.**

Ob Fremdwort oder fremdsprachliches Wort - alles in einem Topf - ergibt eine exotische Suppe.

Das saugt!

KLAPPE

Funken upjepast! Et Mariechen wärmt sich auf.

Ohhhh.....



paziert. Hoffentlich ändert sich das Wetter in den nächsten Tagen. Am schlimmsten war's ja als wir den **CLIMB** hoch zum Hradschin wagten.“

„Stimmt, und dann **STRAIGHT** durch zum Künstlermarkt sind.“

Et Funkemariechen wedelt mit den Ohren. Wat sprechen die denn für 'ne Sprache? Net schon wieder welche von diesen Yuppies. Hat dat denn gar kein Ende?

Wohl weniger. Eher das Gegenteil scheint zuzutreffen. Im zunehmenden Maße nämlich stolpert man im alltäglichen Sprachgebrauch über diese netten semantischen Partikelchen, auch Anglo-Amerikanismen genannt. Ein mancher scheint sich sogar diesem sprachlichen

Andere mögen diesen Trend für ein Phänomen der Evolution halten. Das Sich-Aneignen diverser Wortfelder verschiedener Sprachen, vermengt mit der eigenen Muttersprache, deren Mischung je nach Situation ein blitzartiges Kombinieren, Assoziieren und Verstehen ermöglicht. Ein weiterer Pluspunkt für das menschliche Gehirn - leider oft mißverständlich.

Oder aber vom europäischen Zusammenwachsen ist die Rede, wenn es zu dieser Art der sprachlichen Erscheinung kommt. Auch in den Wissenschaften verzeichnet diese Tendenz Erfolg und verspricht optimale Mobilität - oft leider nur oberständisch. Doch was passiert, wenn der Redner nicht mehr gehört wird? **DID YOU GET IT?** Jetzt reicht's,